

Die Theologie der Tatsachen.

Dritte Auflage.

Die Theologie der Tatsachen
wider die Theologie der Rhetorik.

Bekenntnis und Abwehr

von Aug. Frdr. Chrn. Vilmar,
Dr. phil., ord. Professor der Theologie zu Marburg,
Konsistorialrat,
Ritter des kurfürstl. hessischen Wilhelmsordens.

Dritte, teilweise umgestaltete Auflage.
M a r b u r g.
Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.
1 8 5 7.

Vorwort zur dritten Auflage.

Diese kleine Schrift, welche im Anfange dieses Jahres geschrieben wurde und am Ende desselben bereits ihren dritten Umlauf beginnt, sollte in möglichster Einfachheit und Unmittelbarkeit den Eindruck wiedergeben, welchen die Theologie in einer ihrer Hauptgestaltungen der Neuzeit auf den im vollen Glauben der sichtbaren evangelischen Kirche stehenden Christen macht, vor allem auf den Pfarrer, welchem die Weide einer Gemeinde zur Seligkeit anvertraut ist, welcher seines Glaubens gewiss, auf dem festen Boden seiner Kirche der Welt gegenüber, aber eben in der Welt, im wirklichen Leben steht. Dass ich hiermit bei eben jener Gestaltung der Theologie den äußersten Anstoß erregen würde, habe ich mir wohl gesagt, auch habe ich diesen Anstoß keineswegs vermeiden ja nicht einmal mildern wollen. Der Zusammenstoß des wirklichen Kirchenlebens mit jener Art von Theologie ist vorhanden und ist ein sehr harter; sollte ich ihn milder darstellen als er ist? Das wäre wieder eine neue Art von Rhetorik gewesen.

Dass ich mich auf eine eigentliche Disceptation mit jener Richtung der Theologie nicht einlassen könne, wird sich leicht von selbst verstehen; wie käme ich dazu, mich mit der Protestantischen Kirchenzeitung oder mit Baur's und Zeller's theologischen Jahrbüchern oder auch nur mit der Allgemeinen Kirchenzeitung wie dieselbe jetzt ist, auseinanderzusetzen? Es kam ja eben darauf an, die grundsätzliche Verschiedenheit des Standpunktes innerhalb der (S.VI) Kirche mit ihrem Glauben von dem Standpunkte der Führer jener Blätter darzulegen. Habe ich durch meine Schrift die Unvereinbarkeit der rhetorischen Theologie mit dem gesunden Leben der Kirche nur um etwas mehr, als bisher geschehen, aufgedeckt, und so scheint es nach allen Beurteilungen meiner Schrift, welche mir zu Gesicht gekommen sind, so ist der Zweck derselben erreicht. Dass die Herren Beurteiler welche der mir gegenüberstehenden Richtung angehören, den Erfahrungen welche ich gemacht habe, fern geblieben sind und dass sie dieselben im hohen Grade un bequem finden, glaube ich gern; dass sie ähnliche und noch weit reichere Erfahrungen in der Zukunft ihres Lebens machen, und nicht wie jetzt, bei leeren Worten und hohlen Formeln stehen bleiben mögen, wünsche ich ihnen aus aufrichtigem Herzen; aber wie man einem Vierzigjährigen nicht zumuten kann, er solle fünf und zwanzig Jahre alt sein, so mögen sie mir nicht zumuten, auf ihren Standpunkt herab zu treten. Vielleicht lassen sich Mehrere, für welche und in deren Sinn ich geschrieben habe, eine solche Zumutung eben so wenig gefallen. Die Invektiven welche mir dabei zu Teil geworden sind, verzeihe ich gern, zumal, da ich dergleichen Dinge reichlich gewohnt bin und das „lasst ihn bezemen“ ec. endlich verstehen gelernt habe.

Was ich in wohlmeinenden und zugeneigten Kreisen gern — nicht erreichen aber — anbahnen möchte, ist das, dass man auf unserer Seite das Spielen mit dem Worte „Wissenschaft“ beseitigte. Sind wir stark genug, dem Worte Wissenschaft seinen älteren Sinn (als *episteme*, *doctrina*) im Sprachgebrauche wieder zu ver-

schaffen, so mögen wir uns nicht allein unbedenklich, sondern mit vollem Rechte des Wortes Wissenschaft für unsere Theologie, zumal für die Dogmatik und die Ethik, wiederum bedienen. Ich glaube jedoch kaum, dass unsere Stärke zur Änderung des Sprachgebrauches ausreicht, zumal da derselbe unleugbar eine gewisse Berechtigung für sich hat. Ist aber eine Änderung desselben nicht möglich, so tun wir besser, uns dieser Bezeichnung für unsere Disziplinen so lange zu enthalten, als der jetzige Sprachgebrauch besteht. Wir verwirren sonst wenigstens die Grenzen, wenn wir nicht gar den Feind, die menschliche Autonomie, durch (S.VII) den Gebrauch jener Bezeichnung mitten in unser Besitztum unvermerkt selbst einführen. Grenzverwirrer und Schleichhändler aber sind eben die, welche ich Rhetoriker nenne. In den ersten beiden Ausgaben war eine persönliche Abwehr (gegen Richter in Berlin) enthalten. Der Zweck derselben ist, da das Büchlein hinreichende Verbreitung gefunden hat, auf das Vollständigste erreicht. Ich habe deshalb die Abwehr, so weit sie einen persönlichen Charakter trug, gänzlich gestrichen, die Sachen aber, auf welche die Abwehr sich bezog, unberührt stehen gelassen. Die kleinen kurhessischen Details kommen in gar keinen Anschlag, wo es sich um den Kampf zwischen Glauben und Trugglauben handelt, und dass diese Schrift in diesen Kampf mit eingetreten sei, darüber hat das Urteil der Leser, der feindlichen wie der freundlichen, entschieden. Den Letzteren bin ich es demnach auch schuldig diejenigen Waffenstücke, welche nur für **einen** Kämpfer passen, allen andern aber lästig sind, völlig zu beseitigen. Das ist in dieser Ausgabe geschehen.

Marburg, Anfangs November 1856.

Vilmar.

Inhalt.

	Seite
Einleitung.	
I. Die Theologie, ihre Meister und Jünger . . .	5
II. Wissenschaft	11
III. Literatur und Exegese der heiligen Schrift . .	24
IV. Systematische Theologie	36
V. Kirche	49
VI. Sakramente	69
VII. Bekenntnis	75
VIII. Kirchenzucht	80
IX. Geistliches Amt	89
X. Homiletik	101
XI. Pastoraltheologie	107

(S.1) [Einleitung]

Als ich einst, vor acht und dreißig Jahren, am Fuße des akademischen Katheders saß, des Willens, „Theologie zu studieren“, machte keins der vielen Worte, welche ich von jenem Katheder vernahm, einen stärkeren – im Anfange erschreckenden, bald verlockenden – Eindruck auf mich, als die Erinnerung, mit welcher ein Lehrer der Dogmatik gar manche Abschnitte dieser Disziplin zu begleiten und zu schließen pflegte: „*in futuram oblivionem*, meine Herrn!“ Es waren das vorzugsweise die Abschnitte vom Glauben, von der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Person Christi, von den Sakramenten und von den Gnadengaben des heiligen Geistes. Damit war es also nichts; nur für die Feder und das Papier, höchstens für das Examen zum Lernen und Wiedervergessen bestimmte Worte und Formeln, Schemata und Schemen waren alle diese Dinge, höchstens dazu gut genug, um eine theologische *chria apthioniana* daraus und darnach anzufertigen. Aber mit den andern Dingen, welche jene Dogmatik enthielt, war es nicht anders bestellt, wenn auch der Beisatz „*in futuram oblivionem*“ sie nicht begleitete: dass ein Gott sei, wurde uns nicht offenbar, sondern dunkel und immer dunkler in dieser Dogmatik, die „Unsterblichkeit“ wurde uns mehr als zweifelhaft, die Sündenvergebung vergeblich – ein *modus loquendi* für das „sittliche Streben“ – und das Opfer auf Golgatha zu nichte gemacht. Waren jene Dinge Worte und Formeln, warum nicht auch diese? Von den Seelen, welche demnächst auf unsere Seelen gelegt werden sollten, damit wir für ihre Seligkeit einstehen sollten vor dem Herzog unserer Seligkeit, war keine Rede. Getreulich habe ich alle jene Dinge gelernt, die *in futuram oblivionem* gelehrt, wie die andern, doch beide nicht *in futuram* (S.2) *oblivionem*. Ich suchte nach **Gewissheit**, nach einem festen Boden, auf dem ich in der Welt stehen und von welchem aus ich mit fester Hand die Welt anfassen konnte, und so schlug ich geduldig mehrere Jahre lang Blatt für Blatt in meiner geschriebenen und in gar mancher gedruckten Dogmatik um und wieder um, vorwärts, wieder zurück und abermals vorwärts, um zwischen diesen Blättern die Speise des Lebens zu finden, wie Eulenspiegels Esel Blatt um Blatt in seinem Folianten unermüdet umschlug, um zwischen den Blättern die gehofften Haferkörner zu entdecken.

Ich fand diese Speise des Lebens nicht; aber **Gewissheit** – ja, die fand ich. Die Theologie, wie sie war, bestand nur im Blattumschlagen; darüber blieb mir kein Zweifel. Ich unterließ das Blattumschlagen und unterließ es, nach Worten zu suchen. Die Worte gewährten keine **Gewissheit** und keine Nahrung des Lebens. Ich verwarf die Worte und – **Sachen** hatte die Theologie nicht. In diesem Nichts liegt auch eine **Gewissheit**. Ich habe sie kennen gelernt; die Theologie der Worte drängte mich unaufhaltsam dieser **Gewissheit** entgegen, und fiel „wie mürber Zunder“ ab, als ich zu dieser **Gewissheit** des Nichts gelangt war, für welche es mir nicht eingefallen wäre, die Theologie der Ungewissheit, die Worte, wieder einzutauschen – Lumpen für das Königsgewand des Fürsten dieser Welt, Schul-

dispute für ein Herrscherwort, Rechenpfennige und Landkarten für die Herrlichkeiten dieser Welt und die Herrschaft über ihre Reiche weit und breit. Wie sollte mir dieser Tausch zu Sinne gekommen sein? Ich verachtete die Theologie der ungewissen Worte von Grund des Herzens und diese Verachtung hat mich nicht wieder verlassen. Aber die Gewissheit des Nichts verließ mich, verließ mich bald; an ihr lernte ich erkennen, dass es in der Tat eine Gewissheit, dass es noch eine andere Gewissheit gebe, als die Gewissheit des Nichts und des Teufels: eine Gewissheit des lebendigen, persönlichen, gegenwärtigen, im Fleische erschienenen barmherzigen Gottes, eine Gewissheit der ewigen Seligkeit. Zudem nahm dieser barmherzige Gott eben damals Sein zweischneidiges Schwert zur Hand, und schnitt zu wiederholten Malen kurz nach einander mir zwischen Mark und Bein und Seel und Geist hindurch, also dass ich der Lebendigkeit und Kräftigkeit und unzweifelhaften Gewissheit Seines Wortes inne ward. (S.3) Heute, nach fast vierzig Jahren, stehe ich selbst auf dem theologischen Katheder und sehe von diesem Katheder und von meinem Schreibtisch aus hinein in dasselbe Zimmer, in welchem mir einst die Theologie der futura oblivio verkündigt wurde: ich erkenne die Stätte, wo der Lehrer stand, und die Stelle wo ich selbst gesessen habe. Nicht ohne tiefe Bewegung schaue ich durch die Fenster jenes Zimmers: Bist Du, fragen mich jene Räume, bist Du im Stande, eine Theologie zu lehren, die nicht in futuram oblivionem ist, wie jene es sein sollte und für Viele auch war? eine Theologie, welche nicht bloß in Worten, Formeln und Schematismen besteht? eine Theologie, von welcher sich dereinst nicht mit Verachtung abgewendet wird? Bist Du, am Abend des Lebens, ohne Dein Zutun und wider Deinen Willen an diese Lehrstätte gesetzt, im Stande, eine Theologie zu lehren, welche das gibt, was Du einst umsonst gesucht, auf langen Umwegen und Irrwegen gesucht, und zwar gefunden, aber nicht in der akademischen Theologie noch durch die akademische Theologie gefunden hast? eine Theologie der unzweifelhaften göttlichen Gewissheit, zur Seelenpflege und zur Speise des ewigen Lebens, denen mitgegeben, welche hören, damit sie gleiche Gewissheit, gleiches Brot des Lebens hinaustragen können zu den Seelen, welche ihnen dereinst werden anvertraut werden?

Überflüssig sind diese Fragen weder für mich noch für irgend einen im theologischen Lehramt Stehenden; eben so wenig, ja noch weit weniger überflüssig, als sie es vor vierzig Jahren gewesen wären, wo nicht leicht Jemand darauf verfallen sein würde, sich dieselben vorzulegen. Wohl ist es in diesen vierzig Jahren anders und besser geworden in gar manchem Betracht: ansehnliche Strecken des öden Feldes der Theologie sind wieder saatengrün geworden, und die zerstreuten Beine auf dem Kirchengefilde haben sich wieder gesammelt und mit Adern und lebendigem Fleisch sich überzogen. Die Theologie der Worte von damals ist aber dennoch nicht nur noch immer vorhanden, sondern sie ist in weit höherer Ausbildung und mit weit größerer Verführungskunst noch heute vorhanden. Aus der noch halb kindischen Theologie der Buchstaben und Worte vor vierzig bis

fünfzig Jahren, aus der elementaren Theologie der Abecedarier, Vokabulisten und Grammatisten jener Zeit ist (S. 4) eine Theologie der Rhetorik erwachsen, sich selbst und Andere täuschend, gleich jener, aber mit weit größerer Kunst täuschend; jene hatte gar oft kein Hehl, dass sie nichts wisse und nichts zu geben vermöge: diese weiß alles und vermag Alles zu geben, denn sie ist **Wissenschaft** und gibt Wissenschaft, – ein Wort, welches damals fast nur noch in dem einfachen römischen Sinn von *scientia, doctrina, ars* gebraucht wurde, und keine sonderlichen Ansprüche in sich schloss, während es heut zu Tage das Bannwort auf fast allen Gebieten des menschlichen Lebens, auf vielen, und vorzugsweise auf dem Gebiete der Theologie ein Fluchwort geworden ist. Die Theologie der Rhetorik hat übrigens dieses ihr Bannwort erst von einer andern Theologie geborgt: von der Theologie der Dialektik und der Naturkunde, die man geradezu als die Theologie des Abfalls bezeichnen kann. Mit dieser Theologie der Dialektik und Physik habe ich es für jetzt nicht zu tun, wohl aber wird das von derselben entlehnte Bannwort „Wissenschaft“, durch welches die Theologie der Rhetorik erst geworden ist was sie ist, mehr als einmal Gegenstand der Betrachtung werden müssen.

Wie ich mir jene Fragen beantworte, und wie ich dieselben Tatsächlich zu lösen versuchen will, so viel dies am Eingange des Greisenalters noch möglich ist, davon sollen diese Blätter Rechenschaft geben; dass sie zu gleicher Zeit eine Abwehr gegen Angriffe enthalten, welche die Theologie der Rhetorik gegen die Vertreter der Tatsachen des göttlichen Lebens in der Kirche, insbesondere gegen mich gerichtet hat, wird sich bei den einzelnen Abschnitten ausweisen.

I. Die Theologie, ihre Meister und Jünger.

Niemand hat allein für sich die Theologie; wer sie hat, hat sie nur mit Andern und für Andere. Eine weltliche Wissenschaft kann der Inhaber derselben auch wohl für sich besitzen: der Bibliophile kann seine Bücher und die Exzerpte aus denselben hüten und, wie ein Drache den Schatz, vor fremdem Auge, geschweige denn vor fremder Benutzung, sorgfältig bewahren; der Philosoph kann (S.5) seine Esoterika für sich und wenige Vertraute behalten, und darf in Zorn entbrennen, wenn man sie ihm publiziert; der Eine wie der Andere bleibt dennoch ein Mann der Wissenschaft, vielleicht ein angesehener, und nicht mit Unrecht. Ein Theolog, welcher seine Theologie für sich behält, allein für sich hat, ist ein Widerspruch mit sich selbst; er ist kein Theolog, er hat keine Theologie; denn die Theologie, und wäre sie nur ein Wissen von Gott, ist der unbedingteste Gegensatz des Egoismus, des abgeschlossenen Fürsichseins, der Esoterik. Das Wissen von Gott welches sich **Theologie** nennt, ist zugleich ein **Reden** von Gott. Und das Reden von Gott geht hinaus in die Welt, in das Leben der Menschen.

Die Theologie dient dem wirklichen Leben, dem wirklichen Leben in dieser Welt und in der Ewigkeit, und jeder Blick, welchen der Theolog neben dem wirklichen

Leben vorbei tut, ist ein falscher Blick, ein Augenverdrehen, ein Schielen; jeder Tritt welchen die Theologie neben das wirkliche Leben tut, ist ein Fehltritt, welcher zum Falle und endlich unfehlbar zum Zerschellen führt, falls er wiederholt wird. Die Theologie teilt mit was sie hat, ganz und unverkürzt, kann nicht leben ohne diese Mitteilung ihres ganzen und vollen Inhalts, und lebt wiederum selbst von der Rückwirkung dieser Mitteilung, von dem Empfangen der Empfangenden, aber dies alles darum, weil dieser Inhalt für die Empfangenden die Lebensluft, die unentbehrliche Nahrung ist, nicht anders wie Luft und Sonnenlicht und Brot, und weil kein Mensch auf Erden leben kann, der nicht das empfinde, was von der Theologie ausgeht.

Wer nicht das tiefe Bedürfnis hat, zu lehren und mitzuteilen in unbeschränkter Fülle, und nicht das sichere Wissen, dass diesem seinem Bedürfnis ein eben so tiefes und ein völlig allgemeines Bedürfnis des Empfangens entspricht, schon der ist kein Theolog. Das Bedürfnis des Empfangens aber besteht in dem Hunger und Durst nach dem Worte Gottes, nach der Gewissheit des ewigen Lebens, nach der Gewissheit der Seligkeit. Gegeben und empfangen werden soll in der Theologie das Wort Gottes, die Gewissheit, die unzweifelhafte, die unangreifbare Gewissheit des ewigen Lebens, der Seligkeit. Die Theologie hat das Hirtenamt zu (S.6) üben in der Weise, dass sie das heranwachsende Geschlecht anleite, wie dasselbe zu einem Geschlecht treuer Hirten werden könne, welche die Schafe zusammenzuhalten, ihnen nachzugehen, sie zu suchen und wiederzufinden im Stande und bereit sind; sie hat Hirten zu erziehen, welchen diese rastlose und mühevollen Arbeit des Hüterns, Weidens und Suchens der Schafe zur andern Natur gemacht worden ist, so dass ihnen das Herz wehe tut, wenn sie nicht von früh bis spät der ganzen Herde und jedes einzelnen Gliedes derselben pflegen, die ihr Leben in dieser Sorge verzehren, und deren Sorge erst mit dem letzten Lebenshauche erlischt.

Wer nicht ausschließlich sein Augenmerk darauf gerichtet hat, **Pastoren** zu erziehen, der ist kein Lehrer der Theologie.

Dass den künftigen Hirten auch Waffen müssen in die Hand gegeben werden, die Diebe und Mörder und den Wolf von der Herde abzuwehren, und dass unter diesen Waffen insbesondere in unserer Zeit auch solche sein müssen, welche gegen die „Wissenschaft“ dienen, versteht sich von selbst und soll im Verfolg noch mehr als einmal berührt werden; aber wenn der künftige Hirte nicht erfährt, wer der Wolf ist, wer die Diebe und Mörder sind, wozu dann die Waffen? Wenn der künftige Hirte nicht einmal Schafe zu hüten und zu weiden angewiesen wird und lernt, oder sogar nicht weiß, dass er Schafe zu hüten haben, dass er ein Hirte sein wird, wozu dann Waffen? Dann sind sie ihm nur ein Spielwerk, aber ein gefährliches.

Und noch immer gibt es Viele, sehr viele unter den Jüngern der Theologie, welche nicht wissen, und in dem ganzen Verlaufe ihrer theologischen Studienzeit nicht inne werden, dass sie Hirten werden und eine Herde weiden sollen, für

welche sie mit ihrem Leben einzustehen haben. Von Allem ist die Rede in den theologischen Hörsälen, und häufig und wiederholt von Allem, aber nur selten und flüchtig von dem furchtbaren Ernste, mit welchem das bevorstehende wirkliche Leben jene Jünglinge, Besucher dieser Säle, anblicken wird. Ja es gibt theologische Auditorien, in welchen noch niemals ein Wort von diesem Ernste des Weltgerichts geredet worden ist, mit welchem das Pfarramt dem Jünger der Theologie in die Augen schaut. (S.7) Sie sollen nicht banausisch gebildet werden, sagt man, diese Jünglinge der theologischen Zukunft, man will sie „nicht zu früh zu Praktikern bilden“, man fürchtet, wie schon im 17. Jahrhundert gefürchtet wurde, „sie möchten sich auf die Postillen legen“ und am Ende gar beim Dormi secure anlangen. Wohl! Ihr bildet sie nicht banausisch, aber rhetorisch, nicht zu Praktikern, aber zu Vokabulisten und Grammatisten, nicht zu Postillenreitern, aber zu Heftreitern, nicht zu Müßiggängern auf den Bänken des Auditoriums, aber zu Müßiggängern im Amt, weil sie nie gelernt haben, dass es im Amte Arbeit, und harte Arbeit gibt. Hat unsere theologische Jugend im Ganzen Freude an ihrem Studium und der mit demselben verbundenen Arbeit, wie sie der Jünger der Naturwissenschaften, und zum Teil in hohem Grade, wie sie der Mediziner noch jetzt größtenteils hat und der Jurist wenigstens bis vor Kurzem hatte?

Wer will es versuchen, diese Frage zu bejahen?

Und warum, wenn dieselbe verneint werden muss, warum haben sie jene Freude nicht? Die kurze Antwort ist die: weil ihr Studium ihnen kein ernsthaftes Ziel, ja überhaupt gar kein Ziel vor Augen hält. Aufgaben für das Leben gestellt zu bekommen, Taten zu tun, verlangt jeder Jüngling gesunden Leibes und gesunder Seele; wer stellt unsern theologischen Jünglingen Aufgaben für das Leben? wer zeigt ihnen Taten?

Wer zeigt ihnen, dass die Kirche Jesu Christi die Herrscherin in der Welt der Geister ist? wer zeigt ihnen, dass diese Herrschaft von den Dienern der Kirche, und von diesen allein, und zwar ohne alle äußerliche Mittel, nur durch das demütige aber ehern unbeugsame und dadurch mächtige Wort Gottes, nur durch das unscheinbare aber weltüberwindende Sakrament ausgeübt werde? Wer zeigt ihnen in unserer Zeit, in welcher die Stützen weltlicher Art, auf die wir uns eintausend Jahre lang gelehnt haben, morsch geworden sind und den sichern Einsturz drohen, in welcher das Erbe unserer Väter an natürlicher Zucht, Ordnung und Sitte augenscheinlich auf die letzte Neige geht und in wenig Menschenaltern völlig ausgeschöpft sein wird, in unserer Zeit, welche auf das Ende unseres Volkes, und zwar auf ein Ende mit Schrecken, unzweifelhaft hinweist – wer zeigt ihnen in dieser Zeit, dass sie, (S.8) sie allein mit dem lebendigen Worte Gottes im Herzen und im Munde diesen Verfall aufhalten können, und dass sie, wenn derselbe dennoch eintritt, unversehrt aus dem allgemeinen Ruin hervorgehen und auf den Trümmern der gegenwärtigen Ordnung der weltlichen Dinge mit unbewegtem Herzen und festem Blicke als Sammler eines neuen Volkes stehen sollen? Wer zeigt ihnen, dass sie, sie allein die eherne Mauer sein können, von

welcher der Prophet (Jerem. 15, 20) spricht, und wodurch sie dies sein können? Wer zeigt ihnen, dass niemand als sie, fähig sei die Geister zu prüfen und zu unterscheiden, dass dies aber nicht allein ihre Fähigkeit, sondern auch ihre Pflicht und ihr Recht sei, ihre Pflicht und ihr Recht, in die ihnen anbefohlenen Seelen mit kräftigem geistigem Arme hineinzureichen und die Seelen und die Geister mit der Gewalt des allmächtigen Gottes zu regieren? Wer zeigt ihnen, dass niemand im Stande sei, jeder Erscheinung der Welt auf den Grund zu sehen, ob sie mit Christus gehe oder Ihm zuwiderlaufe, als sie, eben sie, also auch niemand das Bestehen oder den Untergang der zeitlichen Zustände, den Lauf und das Ende der Welt zu beurteilen vermöge als wieder nur sie? Und wer zeigt ihnen, auf welche Weise, durch welche Seelenstellung, durch welche Übungen, durch welche Arbeiten, durch welche Mühen und Kämpfe jene Geisterprüfung und Geisterscheidung, diese Einsicht in die Ereignisse der Welt, dieses sichere Urteil über den Gang und das Ende der zeitlichen Dinge erlangt werde?

Wer zeigt ihnen, in welche Tiefen der Seele hinabgestiegen werden müsse, um die Seelen zu heilen vom ewigen Verderben? wer bereitet sie vor auf das Grauen, hineinzublicken in eine tiefe, aber finstere und kalte Seele, aus deren Grunde die funkelnden Augen des Drachen, der alten Schlange, hervorleuchten? und wer leitet sie an, nicht allein das Grauen zu besiegen, sondern auch festen Auges hinabzublicken, und wiederum, nicht nur hinabzublicken, sondern mit der eigenen Seele hinabzusteigen in jene, finstre Seele, und mit dem Feinde Auge in Auge, Seele an Seele zu ringen und ihn zu überwinden?

Wer zeigt dies alles den Jüngern der Theologie? wer lehrt sie dies? Geschähe es, würden diese Aufgaben gezeigt und würde (S.9) die Lösung derselben gelehrt, so möchte die Zahl derer, welche sich der Theologie widmen, vielleicht abnehmen, aber der Rest eine Freude an dem künftigen Berufe finden, wie so leicht keine anderen Berufsjünger. Sehen wir ja doch, dass, wo in der neueren Zeit die Tatsachen des kirchlichen Lebens, selbst in ihrer dermalen noch unvollkommenen Form, den Studierenden in angemessener Weise nahe gelegt werden, eine Teilnahme für das theologische Studium und ein Eifer in der Behandlung dieser tatsächlichen Fragen erweckt worden ist, wovon wir seit mehr als drei Generationen nichts mehr gewusst haben.

Und eine Einführung in diese Aufgaben, von denen hier nur einige wenige der hervorragendsten beispielsweise genannt, nicht beschrieben, geschweige denn genauer bezeichnet werden konnten, eine Unterweisung in der Behandlung, eine Anleitung zur Erledigung derselben sollte eine banausische Bildung genannt werden dürfen? Eine sorgfältige Vorbereitung auf das Verständnis und eine Vorübung auf die Lösungsarbeit dieser Aufgaben dürfte man vorzeitige (vielleicht gar: rohe) Praktik, Postillenreiterei und Begünstigung der Untätigkeit nennen? Glaube man doch ja nicht, dass dies alles lediglich „Pastoraltheologie“ sei, und somit in dem Semester, in welchem dieselbe gehört wird, füglich abgemacht werden könne; um diese Fragen nur an ihren äußersten Enden fassen zu lernen,

diesen Aufgaben nur äußerlich nahe treten zu können, dazu gehört eine sehr lange und sehr eindringende Beschäftigung mit dem Worte Gottes; freilich aber reichen dazu vereinzelt Kollegien über diesen und jenen vereinzelt Teil der heiligen Schrift nicht aus, am wenigsten, wenn dieselben nach Art der Vokabulisten und Grammatisten gelesen werden. Dazu gehört eine lange und eindringende Beschäftigung mit der Geschichte und den Ordnungen der christlichen Kirche, also auch mit den achtzehnhundertjährigen Erfahrungen der christlichen Kirche in Lehre und Leben, was wir Dogmatik und Ethik zu nennen pflegen. Es sollen diese Disziplinen den Jüngern der Theologie nicht erlassen, es sollen eher noch die Forderungen an dieselben in Beziehung auf diese Disziplinen verschärft werden, aber das ist unbedingt zu fordern, dass innerhalb dieser Disziplinen das Auge des Lehrers unverwandt auf die bezeichneten Ziele gerichtet (S.10) bleibe, und dass die Blicke der Zuhörer mit Energie diesen Zielen zugewendet werden. Damit aber dieses geschehen könne, müssen die Lehrer eben nicht bloß Lehrer, die Zuhörer nicht bloß Zuhörer und Schüler, die ersteren müssen **Meister** sein, damit die andern **Jünger** sein können. Diese Meister müssen alles das, wovon so eben die Rede war, selbst erlebt und erfahren, sie müssen die Kämpfe selbst bestanden, die Arbeiten selbst getan, die Aufgaben selbst gelöst haben, und in diese ihre Erlebnisse, in diese ihre Erfahrungen, und damit ich es kurz sage, in die ewige Gotteskraft des persönlich nahen und unmittelbar gegenwärtigen Herrn Jesus Christus, des Erlösers, der auferstanden ist und dem Tode die Macht genommen hat, müssen die Meister ihre Jünger einführen, einführen durch die Kraft des heiligen Geistes. Diese Meister müssen erfüllt sein von der Verantwortlichkeit, die sie für die Seelen ihrer Jünger nicht allein, sondern für die vielen Tausend, für die vielen Millionen Seelen tragen, welche diesen Jüngern werden anvertrauet werden – und auch die kleinste Universität legt in dieser Weise immer viele Hunderttausende von Seelen auf die Seelen ihrer theologischen Lehrer. Auch sind die wahrhaften Meister von dieser Verantwortlichkeit in der Tat tief durchdrungen, weil sie wissen, dass sie dereinst, nicht figürlich, sondern wirklich, vor das Angesicht des Herrn Jesu Christi werden gestellt werden, um dort nicht tropisch, sondern buchstäblich Rechenschaft abzulegen von ihrem Haushalte, von der Sorge für die Seelen, welche dem Herrn Christus angehören, und die Er, als sein Eigentum, von den Händen der Hirten und Hirtenführer fordern wird.

Diejenige Theologie nun, welche die Notwendigkeit dieser Meisterschaft nicht zugestehet, welche diese Verantwortlichkeit nicht, oder nur figürlich, oder nur „mit Beschränkungen“ anerkennt, welche jene Aufgaben nicht für Aufgaben, sondern für willkürliche auf Ansichten ruhende Probleme hält, diejenige Theologie, welche von einem Jesus Christus weiß, welcher gewesen, aber nicht von einem Jesus Christus, welcher noch heute persönlich gegenwärtig und nahe ist, diejenige Theologie, welche die Auferstehung des Herrn Christi lehrt, ohne dabei das Fortwirken dieser Tatsache für den gegenwärtigen Augenblick zu fassen und

fassbar zu machen, diejenige Theologie (S.11) endlich, welche eine Lehre vom heiligen Geist, aber nicht den heiligen Geist kennt und bekennt – diese Theologie ist die **Theologie der Rhetorik**.

Esoterisch, nicht für das Volk bestimmt, theoretisch, nicht in der Praxis anwendbar noch für dieselbe bestimmt, Erlebnisse vermeidend und Erfahrungen scheuend, vielleicht weder die einen noch die andern anerkennend, der wirklichen Welt mithin fremd und nur in der Diskussion heimisch, dem wirklichen Leben ausweichend und nur der Literatur vertraut steht sie auf allen Punkten der Theologie der Tatsachen, von welcher ich ausgegangen bin, gegenüber. Betrachten wir die eine und die andere nunmehr teils in ihren allgemeinen, teils in den einzelnen, in dem Bisherigen zum Teil schon angedeuteten Erscheinungen und Äußerungen.

II. Wissenschaft.

Die Theologie geht aus – oder soll ausgehen – von dem Ganzen, Vollen, Gewissen, von der vollen Persönlichkeit des lebendigen Gottes, und geht hin — oder soll hingehen – in das Ganze, in die volle Persönlichkeit des Menschen. Nicht von einzelnen Taten und Offenbarungen Gottes geht sie aus, sondern von der ewigen, vollen und ganzen Persönlichkeit Gottes; nicht von Worten und Wundern und einzelnen Erweisungen des ewigen Gottessohns geht sie aus, sondern von der lebendigen Person des Gottmenschen in ihrer Ganzheit und Ungebrochenheit; und eben so ist ihr Ziel nicht das Einzelne am Menschen, nicht sein Leib, nicht seine Seele, nicht sein Geist allein, geschweige denn sein Erkennen oder sein Denken, sein Fühlen oder sein Wissen, sondern der ganze Mensch in seiner lebendigen Einheit. Sie ist zu vergleichen dem unerschöpflichen Wasservorrat im Gebirge, aus dessen unergründlichen geheimen Brunnenkammern tausende von Quellen hervorberechen aus tiefstem innerem Naturdrange, und hinabgehen in die Täler und Ebenen, dahinströmend als Bäche und Flüsse, zu Seen sich sammelnd und in mächtigen Sprudeln aufsteigend, bis der geheimnisvolle (S.12) Zug nach der Höhe, nach den Bergen aus denen sie gekommen, nach dem Ursprung ihres Lebens, sie auflöst in Nebel, Wolken und Regen, so dass sie dann wieder niederträufen auf die Bergeshäupter, aus denen sie einst als Quellen hervorgegangen sind. Dieselbe Kraft Gottes, welche aus dem Ganzen Seiner Schöpfung, der Kreatur des Wassers, diese Quellen und Ströme hervorberechen lässt und auf Seinen Wegen die Kreatur wieder zu ihrem Ursprung zurückführt, dieselbe Kraft des lebendigen Gottes lässt auch aus dem verborgenen Quell Seines Wesens, Seiner ewigen Kraft und Gottheit, die Ströme seiner Offenbarung ausgehen unter die Geschlechter der Menschen, dass diese Geschlechter nicht allein sollen schöpfen aus diesen Quellen und sich baden in diesen Strömen, während sie sonst einem andern Element angehören, sondern dass sie sich eintauchen sollen ganz und gar, dass sie leben sollen mit ihrem ganzen Sein in diesen Quel-

len und Strömen des göttlichen Lebens, wie der Fisch in der Kreatur des Wassers sein ganzes Leben, sein einziges Dasein hat. Er, der Unergründliche, der da war, der da ist und der da kommt, nimmt diese Ströme Seines Lebens auch wieder zurück, in ihren Ursprung, in Sich selbst, aber auf Seinen Wegen, die er allein kennt, die Er allein bahnt, auf denen Er allein führt; zu der Zeit, wann Er die Toten auferwecken, einen neuen Himmel und eine neue Erde gründen, und das neue Jerusalem aufrichten wird, in welchem der Auferstandene Selbst Leuchte, Licht und Sonne ist.

Uns ist dabei nichts Anderes zu tun übrig, auch nichts Anderes nützlich, als dieser Ströme des göttlichen Lebens mit unserm ganzen Dasein inne zu werden und dieselben zu genießen, ihre Tiefe und Breite so weit unsere Kräfte reichen, zu ermessen, und uns und Andere zu hüten und dagegen zu schützen, dass wir nicht diesen Lebensströmen, den Bedingungen unseres Daseins, entrissen und dem Verschmachtungstode am dürren Strande preis gegeben werden.

Das „Wissen“, welches in der Theologie Statt findet, beruht deshalb durchaus auf dem Leben in dem **Ganzen** dieser göttlichen Offenbarungen, durchaus auf dem Erleben, auf der Erfahrung dieses Ganzen: der Teil entwickelt sich als Glied aus dem Ganzen, und wird nicht erst als Teil, als Glied aus der Beobachtung der (S.13) übrigen Glieder erraten und erschlossen, geschweige denn, dass das Ganze erst aus den einzelnen Teilen zusammengesetzt oder auch nur, dass dessen Ganzheit lediglich aus der vollständigen Beobachtung und Kenntnis der einzelnen Teile gefolgert und erkannt würde.

Dies ist vielmehr die Operation der **Wissenschaft**, mit welcher die Theologie nichts zu tun hat, und deren Name ihr nur in sehr uneigentlichem, für die Theologie gefährlichem, ja verderblichem Sinne beigelegt wird. Die Naturkunde kennt den Quell des Naturlebens, den Quell der Organisation der Naturkörper nicht; darum ist es ihre Aufgabe, dass sie, anstatt sich, wie früher geschehen, himmelansteigenden und sich selbst überstürzenden Spekulationen über das Naturganze und dessen Wesen hinzugeben, die einzelnen Tatsachen mit messerscharfer Akkuratessse beobachte, Resultat an Resultat, wenn auch vorerst nur musivisch, aneinander reihe, und aus diesen Resultaten zu neuen Beobachtungen mit neuen Resultaten vorschreite. Dieses klare, unzweifelhafte Erkennen der Tatsachen im Einzelnen und diese Methode des Erforschens der Einzelheiten, um daraus zu Teilen, wenn es sein kann zu Gliedern, wo möglich zu einem Ganzen der Erkenntnis zu gelangen, nennt man im modernen Sinne Wissenschaft, und es trifft diese Bezeichnung genau nur auf die Naturkunde mit Einschluss der Mathematik und der Medizin, so wie seit der neuesten Zeit auf die Sprachkunde zu. Die Jurisprudenz ist dagegen an sich so wenig eine Wissenschaft im modernen Sinne, wie die Theologie: auch sie ist ursprünglich ausgegangen von einem Ganzen, von dem Rechtssinne des römischen Volkes als einer in sich einigen Volkspersönlichkeit, und verträgt und bedarf, so wenig wie die Theologie in ihrer Art, ein Zurückkonstruieren des Ganzen aus dem Einzelnen, ein Zusammenstellen einer

Einheit aus einer unendlichen Vielheit von Einzelheiten nicht. Diesen Begriff der Wissenschaft in seiner vollen Geltung auf die Theologie anzuwenden, ist Sache der Atheologie, d.h. der Theologie der Dialektik und der Naturkunde, der Theologie des Abfalls, wie denn auch Strauß in seinem hinsichtlich der Form und Methode richtigen, hinsichtlich des Stoffes überaus albernen Buche (die christliche Glaubenslehre, in ihrer geschichtlichen Entwicklung und **im Kampfe mit der modernen Wissenschaft** dargestellt 1840), sodann Feuerbach und nach ihnen Andere mit geringerem (S.14) Talent diesen Begriff in der Theologie konsequent angewendet haben; das Resultat kann kein anderes sein, als dass bei vollständiger und folgerichtiger Anwendung dieses Begriffes die Theologie für denjenigen, welcher dieses Begriffes sich bedient, sich auflöst: die Teile und Glieder der Theologie haben nur Existenz im Zusammenhange mit dem Ganzen des göttlichen Lebens, dem sie angehören, außerhalb desselben, als bloße Teile die der Zusammensetzung bedürftig oder fähig sein sollen, sind dieselben nichtsbedeutend, nichtig, sich selbst widersprechend, eben weil ihnen jene Bedürftigkeit oder Fähigkeit der Rekonstruierung ihrem Wesen nach abgeht.

Durch diese Vorgänge belehrt, hätte diejenige Theologie, welche noch an ihr Dasein glaubt oder doch an demselben festhält, oder wenigstens an demselben festhalten zu können meint, den Begriff der Wissenschaft entweder alles Ernstes auf den älteren, freilich ungenau begrenzten Umfang der *episteme, scientia, doctrina*, zurückführen, oder wenn dies nicht möglich war – und schwierig würde es jedenfalls in solchem Grade sein – aus ihrem Bereiche entfernen sollen. Aber nichts weniger. Sie hat die Worte gar zu lieb, und eben seit der Strauß-Feuerbachischen Atheologie ist in der Theologie der Rhetorik der Begriff, oder eigentlich nur das Wort, «Wissenschaft» zu einer Art von Stichwort geworden. Den Begriff hat sie nicht, diese Theologie, denn wenn sie den Begriff hätte, so würde sie denselben auch mit logischer Unerbittlichkeit zur Anwendung bringen. Das Wesen der rhetorischen Theologie, und das, wodurch sie sich auf den ersten Blick von der Theologie schon der Dialektik, geschweige denn der Geometrie und Astronomie, unterscheidet, ist **Inkonsequenz**; sie braucht das Wort, so weit es ihr gut dünkt; sie wendet hier den Begriff an, dort, an nächster Stelle, lässt sie ihn fallen; heute verwendet sie Wort und Begriff gegen den einen Gegner, morgen, ja im nächsten Augenblicke verleugnet sie beides gegen die andern. Schultheologie ist sie, so gut wie die Theologie der Naturkunde und der Dialektik, aber sie gehört gleich letzterer zum Trivium, und bezeichnet sich eben durch diese Inkonsequenz als eine Schultheologie niedrigerer Klasse als die dialektische Theologie; denn richtige Definitionen und konsequente Schlüsse machen musste man im Trivium gelernt haben, wenn man in das Quadrivium vorrücken wollte. (S.15) „An der Hand der Wissenschaft“ fände die rhetorische Theologie gar zu gern etwas Neues, machte gern neue Entdeckungen, gewänne „neue Einblicke“, oder gelangte auf das Wenigste zu einer überschaulichen Systematik. Der Kitzel dieses Neues-Findens, der Kitzel dieser Entdeckungen ist es, von dem die Theologie

der Rhetorik unaufhörlich geplagt wird, und den sie doch nicht befriedigen kann. Sie hat in ihrem Kreise keinen Neptun herausrechnen können, wie Leverrier den seinigen herausgerechnet hat, und wird es nimmermehr können; nicht einmal einen winzigen Planetoiden hat sie gefunden, und sie wird keinen finden. Das Gebiet der biblischen Literatur hat sie sich herausgesucht, um auf demselben ihre „Entdeckungen“ zu machen; es ist aber bei Vokabulistenweisheit und Grammatistenkünsten geblieben: bei der Unterscheidung von paulinischem und petrinischem Sprachgebrauch, bei dem Widerstreit des Jehovisten gegen den Elohisten, bei der Umstellung des Ranges, des Zeitalters usw. der biblischen Bücher: heute Matthäus voran, und das Evangelium der Hebräer, morgen Lucas, am dritten Tage ein Urevangelium, am vierten Marcus; heute Deuteronomium ganz vorn, morgen ganz hinten, heute das Richterbuch vorn, morgen hinten hin zu stellen, die Psalmen spazieren zu fahren von David bis auf die Makkabäer, und von den Makkabäern wieder zurück zu David, zu Debora, zu Mose usw. usw., das sind die Resultate dieser „Wissenschaft“ der rhetorischen Theologie, die Resultate ihrer „Entdeckungen“. Dass dergleichen Operationen in gewissem, freilich sehr untergeordnetem, Sinne berechtigt sind, dass sie gewissen Feinden Gottes gegenüber für notwendig gehalten werden müssen, fällt mir nicht im Entferntesten ein, zu leugnen, aber diese Dinge für theologische Wissenschaft auszugeben, das ist lächerlich; von dem Standpunkte der Wissenschaft angesehen, nehmen sich jene Operationen mit den biblischen Büchern nicht anders aus, als das Gebaren unruhiger Weiber, welche von vier zu vier Wochen das ganze Ameublement ihrer Wohnung umquartieren, um allezeit etwas „Neues“ zu haben, und, wenn sie in dieser Wohnung die möglichen Kombinationen erschöpft haben, eine andere Wohnung suchen, nur um das Vergnügen des Umquartierens ihres Hausrats auf eine neue Weise zu genießen. Die Theologen der Rhetorik scheinen nicht zu wissen, wie unbeschreiblich lächerlich sie mit diesen (S.16) ihren Grammatistenkünsten, die sie in der Bibel spielen lassen, den Leuten der wirklichen Wissenschaft, den Naturforschern, vor allem den Botanikern und Astronomen, den Medizinerinnen und sogar den Philologen, wenigstens denen die aus guter Schule sind, vorkommen.

Gehen wir – ich wiederhole es – mit dem Maßstabe der Wissenschaft, oder, wie man sich rhetorisch gern ausdrückt „an der Hand der Wissenschaft“ an die heilige Schrift, d.h. mit der Voraussetzung, dass das göttliche Leben der Welt aus den Einzelheiten der Schrift erst gefunden werden müsse, und zwar gefunden lediglich nach den Regeln der Lexikologie, der Grammatik und Kritik, so können wir ehrlicher und konsequenter Weise nur dahin kommen, das göttliche Leben gänzlich wegzuleugnen aus der menschlichen Komposition dieser Bücher, zu welcher dann wieder Sprachgebrauch, Wortbedeutung, Syntax, Formenlehre gehören, konstruiere ich das göttliche Leben nimmermehr heraus, wenn ich nicht das volle, mächtige Wehen des Geistes Gottes zum Voraus in diesen heiligen Schriften, und zwar in ihrer Totalität, empfunden habe – eben so wenig, wie der Anatom

auf seinem Theater das Kadaver zu einem lebendigen Menschen rekonstruieren kann, wiewohl er alle Teile desselben genauer sieht und zu demonstrieren im Stande ist, als dies im Leben möglich war. Der psychische Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. – So lange die rhetorische Theologie rhetorisch bleibt, und in der angegebenen Weise mit dem Begriff Wissenschaft ein wenigstens weibisches wo nicht kindisches Wortspiel treibt, wird sie ihre nächste Verwandtschaft mit der Atheologie nicht verleugnen können; was will sie dem atheologischen Gamin entgegen, wenn dieser frech genug ist, die Weissagungen des Propheten Jesaja von der ewigen Erlösung und Seligkeit mit den Prophezeiungen aus dem Kaffeesatz zu vergleichen, wenn aber zugleich sie selbst lehrt, dass die prophetische Bedeutung und Geltung des zweiten Teiles des Jesaja von der Frage über die Zeit des Ursprungs desselben abhängig, diese letztere aber in hohem Grade zweifelhaft sei? Höchstens wird sie entgegen können, dass Jener unpassende Ausdrücke gebraucht habe, denn auf den „Ausdruck“ zu sehen, das ist ja die eigenste Aufgabe der Rhetorik; in der Sache ist sie, wenn auch nicht eingeständlich, eines Sinnes mit dem Lästler. (S.17) Die Theologie soll wissen, dass sie nichts Neues zu finden, nichts Neues zu entdecken habe, dass vielmehr ihre Aufgabe nur die sei, das in der heiligen Schrift niedergelegte, von der Kirche aufgenommene Seligkeitsgut zu bewahren und so an die künftigen Diener der Kirche zu überliefern, dass dieselben in den vollständigen, unverkürzten, sichern, handhablichen und möglichst leichten Besitz jenes Gutes gelangen. Allerdings gilt es hier, immer dasselbe vorzutragen und zu lehren, und das ist für die Rhetoriker langweilig, zuweilen auch Gegenstand der Verachtung, wenn sie sehen, wie manche orthodoxe Plattköpfe (und dass es solche gegeben habe und noch gebe, bin ich weit entfernt in Abrede zu stellen) mit unerschütterlicher Albernheit Jahr aus Jahr ein ihre Trivialitäten auftischen. Diese „Langweiligkeit“ scheint gar oft zu mancherlei Ausschreitungen Anlass gegeben zu haben, indem es in der Theologie leider schon lange Zeit eine verderbliche Mode geworden ist, die Tüchtigkeit eines theologischen Dozenten, zumal eines angehenden, allein nach der Zahl und dem Gewicht der von ihm angestellten und veröffentlichten „Forschungen“ – woraus freilich mitunter Zahl und Gewicht von Büchern geworden ist – zu bemessen, während doch von einem theologischen Dozenten zunächst **Treue und Erfahrung**, oder doch Erfahrungsfähigkeit, im **christlichen Leben**, sodann aber nicht eine Summe von Forschungen, sondern von Kenntnissen, verbunden mit geistiger Akribie, gefordert werden muss. So strebte, und jagte oft förmlich, Alles nach neuen Entdeckungen, nicht etwa nur auf dem historischen Gebiet, wo doch mit einem gewissen Recht von Forschungen und Entdeckungen die Rede sein kann, sondern auch auf dem dogmatischen Gebiete, und wo es keine selbständigen neuen Entdeckungen gab und geben konnte, da gab es neue schöne Formen und neue schöne Worte in reichster Fülle. Es war gewiss kein **Fortschritt** in der „Wissenschaft“ der Dogmatik, dass Schleiermacher mit einem ganz neuen Prinzip des christlichen Glaubens und mit einer Reihe neuer „wis-

senschaftlicher" dogmatischer Sätze hervortrat, und damit die ganze evangelische Dogmatik so zu sagen auf den Kopf stellte, gewiss wenigstens nicht in dem Sinne ein Fortschritt, in welchem man von Fortschritten in der Naturwissenschaft oder auch nur in den geschichtlichen Disziplinen reden darf und muss. Es war ein Fortschritt aus dem überlebten (S.18) Rationalismus heraus über die Person Christi hinweg oder durch dieselbe, als Pforte, hindurch nach dem Pantheismus; die Dogmatik wurde also nicht etwa gefördert, sondern in eine neue, noch gefährlichere Phase des Verfalls gebracht, als dies bei dem Rationalismus der Fall gewesen war, und es hat in der Dogmatik gegolten und gilt noch, die fremdartigen Stoffe, welche Schleiermacher mit großer Kunst in die christliche Lehre eingeschoben, wieder hinauszuschaffen. Welches Verfahren soll nun „Wissenschaft“ heißen? Neue, fremdartige, das Wesen einer Disziplin zerstörende Stoffe in dieselbe einführen, damit diese Stoffe sich früher oder später abnutzen und verzehren? oder fremdartige Stoffe aus der Disziplin entfernen? Oder soll dieser Kreislauf des Neuen, Veraltenden, Wegzuschaffenden und des abermals Neuen und abermals Untergehenden und die Arbeit an diesem Ixionsrade „Wissenschaft“ heißen? Möglich, denn dem bunten Spiel mit Worten ist alles möglich, zumal in unsern Tagen; dann aber ist diese „Wissenschaft“ etwas ganz Anderes, als was die Naturkunde Wissenschaft nennt, und drückt nicht etwa einen Vorzug, sondern einen Nachteil, nicht eine Ehrenbeschäftigung, sondern Knechtsarbeit aus. Wer erinnert sich nicht noch unter den älteren Theologen des sinnenverwirrenden Begriffsspiels und Wörterspiels, von welchem die Theologie erfüllt war, als gegen Ende des dritten Dezenniums dieses Jahrhunderts Schleiermachers Gedanken in die Mittagshöhe getreten und zugleich Hegels Gedanken anfangen in die Theologie einzudringen? Die Welt sprach damals von einer neuen Wissenschaft der Theologie; war denn aber dieses wilde Durcheinander Wissenschaft? war es Theologie? Alle Welt hatte die „Forschungen“ und die „Fortschritte“ auf dem Gebiete der Theologie im Munde; ist etwas Neues erforscht, ist ein höherer Standpunkt auf jenem Wege erreicht worden? Umgekehrt! Das Wegwerfen aller dieser Dinge und die Rückkehr zu dem Ursprünglichen, Alten, ist der Fortschritt gewesen, welcher damals in der Theologie allerdings eintrat, aber nicht durch Schleiermachers „Wissenschaft“, sondern durch sein Hinweisen auf die Person Christi, und dann noch auf ganz andern der Spekulation geradezu entgegengesetzten Wegen eintrat (man denke nur an den mächtigen Eindruck, welchen Tholucks unvergessliches Buch „die Lehre von der Sünde“ machte). Diese Art von Fortschritt aber wird niemand „Wissenschaft“ (S.19) nennen. Oder war etwa die Herausgabe des Hutterus redivivus eine „wissenschaftliche“ Tat? Vielen wird es noch wohl erinnerlich sein, dass als Hase dieses Buch herausgab, dasselbe nicht allein von den Atheologen, wie Röhr, mit dem lautesten Geschrei des Abscheus bewillkommnet, sondern auch von vielen bessern Theologen, und zwar auch solchen, welche Dozenten weder waren noch werden wollten, mit großem Widerwillen „als eine Zwangsjacke für selbständige Untersuchungen“ aufgenommen

wurde, und in der Tat erkenne ich, abgesehen von manchen andern Vorzügen des genannten Buches, so wie von Nachteilen die es gebracht haben mag, das als ein unleugbares großes Verdienst an, dass es in ziemlich weiten Kreisen jenen schönen neuen Formen und neuen schönen Worten Zaum und Gebiss angelegt hat.

Oder sollte man in ganzem Ernste die Auseinandersetzung der Theologie mit jedem philosophischen System, das Affiziertwerden der Theologie von demselben, überhaupt also die Rezeption, Digerierung und endliche Egerierung **fremder** Stoffe „theologische Wissenschaft“ nennen? Das hieße doch den Begriff „Wissenschaft“ wohl überhaupt, gewiss aber denjenigen, welcher jetzt, nicht ohne innere Berechtigung, herrscht, geradezu in sein Gegenteil verkehren. Es ist ohnehin nicht die Aufgabe der Theologie, sich mit jedem wahren oder angeblichen Philosophenjüngling, mit jedem neuen System der Philosophie oder Kosmophie auseinanderzusetzen, zumal wenn es für die Theologie von vorn herein ausgemacht ist – und es kann in den meisten Fällen sofort ausgemacht sein, da die Theologie, ist sie rechter Art, das schärfste Auge für alle Welterscheinungen hat, wenigstens haben soll – dass die neue Philosophie oder Kosmophie nichts ist als Kosmomorie. So ist es z.B. nicht so gar nötig, dass sich die Theologie umständlich mit dem allmodernsten System, dem neuaufgegrabenen Materialismus, auseinandersetze. Nehme man nur nicht immerfort Neues auf, versuche sich nicht immer an **Neuem** und **Fremdem**; dadurch wird der innere Zusammenhang des eigensten Lebens und Wissens gestört, und gerade das ist das direkte Widerspiel alles dessen, was man jetzt mit Recht Wissenschaft nennt. Aber die Theologie ist vor allem **Leben**, sie ist für das wirkliche Leben bestimmt und soll das Leben bestimmen; sie muss in sich einig und fest sein, und sich nicht (S.20) von dem Leben, welches zu beherrschen sie bestimmt ist, schieben und drängen, gestalten und umgestalten lassen. Alles, was auf das wirkliche Leben Einfluss zu äußern, das wirkliche Leben zu regeln bestimmt ist, verträgt nur sehr schwer oder gar nicht stete sachliche, sogar nicht ganz leicht bloß formelle Neuerungen. So ist es mit der Theologie und der Jurisprudenz. Der Nachteil, in welchem diese Disziplinen stehen, dass sie nicht, wie die Naturwissenschaften und deren verwandte Disziplinen mit stets neuen Untersuchungen und den Ergebnissen derselben ihre Diener erfreuen, und dass mithin die Lehrer der Theologie und der Jurisprudenz „nicht in der Lage sind“ in jeder Woche ihre Zuhörer wenn auch nicht mit neuen Entdeckungen, doch mit neuen Versuchen oder Experimenten zu überraschen, wird durch den Vorzug aufgewogen, dass von diesen beiden Disziplinen die Regelung und Feststellung des wirklichen Lebens, des inneren wie des äußeren, des privaten wie des öffentlichen ausgeht.

Aber eben dies ist für die rhetorische Theologie am schwersten zu fassen. Sie will nicht **einwirken**, sie will **reden**, reden zu ihrem selbsteignen Vergnügen, und in Andern ein gleiches Vergnügen am Reden wecken; indes auch ihre Abneigung gegen die Tatsachen und gegen das Handeln verpflanzt sie nicht ungern auf An-

dere. Das Pfarramt soll **reden**, wie sie, und nur reden, das ist der eigenste, oft nur im Geheimen gehegte, nicht selten aber ungescheut proklamierte Gedanke der theologischen Rhetoren.

Die Theologie der Rhetorik hat jedoch aus dem Kreise der Wissenschaft noch eine Formel, gleichfalls, wie das Wort Wissenschaft selbst, als **Phrase** sich angeeignet, welche, gleichviel ob im Ernste oder als Phrase gebraucht, ganz besondere Schädlichkeit entwickelt hat und somit auch besondere Erwähnung verdient. Die wirkliche Wissenschaft, welche das Ganze ihres Objektes zum Voraus nicht kennt, mithin auch über die Zugehörigkeit der einzelnen Beobachtungsgegenstände zu dem Ganzen, wenigstens über die Stellung derselben zum Ganzen ein vorausbestimmtes Urteil nicht haben kann, ohne sich selbst zu widersprechen und sich selbst zu zerstören, geht mit **Unbefangenheit** und **Voraussetzungslosigkeit** an ihre Beobachtungen und Forschungen. Diese Unbefangenheit und Voraussetzungslosigkeit ist denn auch mit großem (S.21) Applaus von den Atheologen in ihr System herübergenommen worden, und mit Recht, denn durch diese Herübernahme wird ihr Zweck, die Zerstörung der Theologie, die Vernichtung des Glaubens, die Aufrichtung der Feindschaft gegen Christus und die Lossagung von Gott so wie von der eigenen erlösungsbedürftigen und erlösungsfähigen Seele, mit unzweifelhafter Sicherheit erreicht: dann wird das Gottesleben nach dem Weltleben, die Gotteserkenntnis nach der Welterkenntnis gemessen, und damit die Eigentümlichkeit der Theologie vernichtet. Diese Vernichtung will nun die Theologie der Rhetorik allerdings nicht, aber das Spiel mit Worten ist zu lockend, und ohne Ahnung der lächerlichen Inkonsequenz, welche sie begeht, nimmt sie gleichfalls jene Voraussetzungslosigkeit und Unbefangenheit unter die Fundamente ihres „Systems“ mit auf. Und wenn die Theologie der Rhetorik mit der ganzen Welt bräche, auch mit den Begriffen der Welt, mit Einem kann sie nicht brechen: mit den Worten der Welt. Die Worte aber sind die Brücke der Gedanken, sind die Brücke des Wesens der Dinge, und wer fremde Worte nimmt, bahnt, wenn gleich unbewusst, den Gedanken und dem Wesen der Fremde Eingang in die eigene Seele; der Teufel ist mächtig auch durch das Wort: diese Wortmacht und Wortkunst hat er dem allmächtigen Gott abgestohlen. So kommt denn die rhetorische Theologie den Tatsachen der Offenbarung mit „Unbefangenheit“ entgegen, d.h. in ihrem Sinne: ohne von vorn herein Eingenommenheit oder gar Widerwillen gegen dieselben zu haben, aber sie merkt nicht, dass sie mit dem Worte nur spielt, indem dasselbe, ernstlich gebraucht, nichts anderes bedeutet, als: auch dem Gegenteil der Tatsachen der Offenbarung von vorn herein nicht mit Eingenommenheit oder gar Widerwillen entgegen treten, und wenn auch die Theologie der Rhetorik dies den Worten nach nicht gelten lässt, so lässt sie es doch der Sache nach gelten, indem sie sich bei jeder Kontroverse über die Tatsachen der Offenbarung nach Kräften „über den Parteien“ zu halten sucht (bekanntlich eine der hauptsächlichsten Formeln der rhetorischen Theologie) und damit ihr Wesen als Theologie eben so wohl aufgibt, wie die Theologie der

Dialektik oder die höheren Formen der Schultheologie. Indes muss doch behauptet werden, dass die Unbefangenheit und Voraussetzungslosigkeit von vorn herein der rhetorischen Theologie nicht (S.22) nur als bloße Phrase, sondern auch um ihres Wesens selbst willen zusage. Die Rhetorik hat naturgemäß als Grenzgebiet der Dialektik das *Sic et Non*, das Streiten *Pro* und *Contra*, indes allezeit das **unentschiedene** Streiten, nicht das auf dem Wege der Dialektik aufgehobene oder vermittelte Streiten, das Ja und Nein zu gleicher Zeit, je nach Wohlgefallen, Neigung, Bedürfnis – sei es auch das Bedürfnis des Kitzels –, Laune oder Vorteil, Parteirücksicht oder Personansehen angewendet, zu ihrem ganz besonderen Eigentum. Sie ist ihrer Natur nach ein *rhetor*, ein *causidicus*, zuweilen auch ein *declamator in foro*, der, unbeteiligt bei der Sache, heute zu dieser Partei, morgen zu jener steht, heute diese Sache, morgen die gerade entgegengesetzte mit allen möglichen Gründen verfocht, welcher lediglich an der Verhandlung ein Interesse hat, während das Resultat ihm gleichgültig ist. Der Richter hat das Interesse, das Recht, der Rhetor seine Verhandlung, zugleich seine im Augenblick verfochtene Sache geltend zu machen. In die Tiefe dringt der Rhetor nicht ein, das erlaubt ihm seine Natur nicht – sein Gebiet ist die Oberfläche der Dinge; der Ernst ist nicht seine Sache – ihm ist es um ein, wenn es sein kann geistreiches, Spiel zu tun; seine Person setzt er niemals ein, allezeit aber alle seine Worte, sein Herz kommt niemals, seine Zunge ist allezeit in Bewegung; er dient keiner Partei ausschließlich, denn sein Beruf ist es, allen Parteien zu dienen. Nur in einem Falle wird auch er Partei: wenn ihm angemutet wird, statt *Sic et Non* entweder *Sic* oder *Non* zu sprechen, oder gar, wenn von ihm gefordert wird, in Sachen des Christentums *Sic* zu sagen und das *Non* zu verwerfen, wenn Zeiten kommen oder Personen auftreten, welche eine Entschiedenheit fordern oder nur geltend machen. Wie dem Advokaten der Richter innerlich zuwider ist, weil der Richter den Verhandlungen ein Ende macht, und die Advokatenpersönlichkeit an der Richterpersönlichkeit sich zu brechen genötigt ist, so sind dem Rhetor solche Personen und Zustände innerlich zuwider, und wenn er auf das Äußerste gedrängt wird, als rhetorischer Theolog ein endgültiges Wort in Beziehung auf das Christentum auszusprechen, so lautet dasselbe ein für allemal *Non*.

Wer an die ewige Seligkeit denkt, geht nicht von der Unbefangenheit und Voraussetzungslosigkeit aus, sondern ist in der (S.23) ewigen Seligkeit bei dem Herrn und Heiland Jesus Christus befangen und setzt die ewige Seligkeit, ihm erworben durch diesen Heiland am Kreuze, voraus. Die dialektische Theologie erklärt dies für einen Zirkel, die rhetorische für eine Redensart (eine „Ansicht“), welche *ad separatum* zu verweisen, in die großen von ihr, der rhetorischen Theologie, zwischen Gott und dem Teufel geführten Friedensunterhandlungen aber nicht mit aufzunehmen sei. Denn diese Friedensunterhandlungen beziehen sich nicht auf den Besitz der Seligkeit, sondern auf die Formeln des Redens über die Seligkeit, wobei das Haben der Seligkeit, die Tatsache, vorerst füglich außer Frage bleiben kann. Es handelt sich nur darum, die beiden kriegführenden Mächte da-

hin zu vermögen, dass sie, Gott auf der einen und der Fürst dieser Welt auf der andern Seite, sich derselben Formeln über Wahrheit, Glauben und Seligkeit bedienen, und von ihren äußersten Forderungen beiderseits selbst abstehen, auch der äußersten Rechten und der äußersten Linken, diesen eigentlichen Friedensstörern und Wissenschaftsverwüsterern, Befehl erteilen, diese äußersten Forderungen nicht mehr geltend zu machen, ja nicht ferner von denselben zu reden: ist das Reden hinweggetan, das Hinwegtun der Sache findet sich, meint die Rhetorik, schon von selbst. Auf diesen Triumph ihrer rhetorischen Wissenschaft hofft die Theologie der Rhetorik bis auf diesen Tag, und niemand kann diese Hoffnung von ihr nehmen. Wer weiß, auf diesem Wege wird ja auch noch der Teufel selig, ohne dass er etwas davon gewahr wird!

Eine etwas veränderte Wendung könnte die Sache nehmen, wenn die rhetorische Theologie zu der Überzeugung gelangte, dass Gott und Teufel selbst nur Worte und Formeln, Begriffe, Gegenstände der Wissenschaft, seien. Dann wird jener Friedensschluss nicht mehr von den im Kriege begriffenen Mächten, unter Vermittlung der Wissenschaft, paktiert, sondern von der Wissenschaft selbst diktiert, und damit hört denn die rhetorische Theologie auf, sie selbst zu sein: sie rückt vor in die höhere Klasse, in die Dialektik.

Doch nein! sie hört nicht auf, sie stirbt nicht aus. Wie wäre das möglich, da das einzige Unsterbliche in der Welt die „Wissenschaft“ (sonst auch „Intelligenz“ genannt, als Wissenschaft des Erwerbs) ist! Sie ergänzt sich sofort wieder, ihre Klasse wird sofort wieder besetzt aus der Schule der Vokabulisten und Grammatisten. (S.24) *Difficile est satiram non scribere*. Es war nicht wohl möglich, an diesem allgemeinen Kapitel der Wissenschaft vorüber zu gehen, wiewohl alles hier Angedeutete bei Betrachtung des Einzelnen in schärfern Zügen und festen, oft nur allzu derben Gestalten sich wiederum vor Augen stellt. Ich gehe zur Betrachtung dieses Einzelnen über.

III. Literatur und Exegese der heiligen Schrift.

Unter den Philologen geht die begründete Klage, es sei kein Interesse mehr für die Philologie vorhanden, selbst nicht unter den eigenen Jüngern der Philologie, z.B. den künftigen Gymnasiallehrern, und die Philologen vom Fache schieben diese unleugbar vorhandene Teilnahmslosigkeit gegen ihre Wissenschaft der überhand nehmenden materialistischen und realistischen Richtung der heutigen Welt zu. Es mag dieses Streben nebenbei eine Ursache, oder vielmehr eine Veranlassung der Vernachlässigung der Philologie sein, die eigentliche Ursache aber liegt in den Philologen selbst und in der Behandlungsweise, welche dieselben der Philologie seit langer Zeit haben zu Teil werden lassen. Es ist wahr, die Philologie liegt, wenn sie nicht schon wirklich tot ist, in den letzten Zügen; ihr Mörder aber ist niemand anders, als der **Alexandrinismus der Philologen**. Seit länger als dreißig Jahren werden nicht mehr die Schriftsteller gelesen, sondern es wird

über die Schriftsteller gelesen, und es herrscht dieser Verwüstungskrieg gegen die Kenntnis der Alten nicht allein in den philologischen Kollegien der Universitäten, sondern auch in den philologischen Seminarien, ja sogar auf den Gymnasien. Wo noch der Text der Autoren gelesen wird, da bildet er doch nur die Nebenpartie der Vorlesung oder der Lehrstunde: die Hauptsache besteht in kritischen Erörterungen, in archäologischen und zumal literarhistorischen Exkursen, und in einer oft maßlos minutiösen Grammatik. Die Seele des Autors berührt sich nicht mehr mit der Seele des Lehrers – sogar nicht einmal durch das Medium der Sprache, denn die Fähigkeit des Lateinsprechens oder wenigstens die Lust daran hat selbst bei den Philologen in auffallender Weise (S.25) abgenommen – und so kommt denn auch die Seele des Zuhörers und Schülers in fast gar keinen Kontakt mehr mit der Seele des Altertums. Der Stoff der Alten ist der heutigen Philologenwelt fast gänzlich abhanden gekommen, gänzlich aber das Leben, welches in diesem Stoffe verborgen liegt und mit demselben verwachsen ist. Es wird auch Andern die Erfahrung zu Handen gekommen sein, die ich während meiner fast zwanzigjährigen Teilnahme an der Zentralbehörde hiesigen Landes für die praktischen Examina der Kandidaten des Gymnasiallehramts und als Gymnasialdirektor häufig gemacht habe: über platonische Philosophie hatten die Kandidaten Collegia gehört und wussten darüber prompte Rechenschaft zu geben, von Plato gelesen aber hatten sie Nichts, oder kaum einen der leichtesten Dialoge; über Homer wussten sie, was in der griechischen Literaturgeschichte vorgekommen war, gelesen hatten sie von Homer nach der Schulzeit Nichts, und innerhalb der letztern kaum einige Rhapsodien; von dem reichen poetischen Leben des alten Sängers und von der Kunst, dasselbe für die Seelen der Jugend fruchtbar zu machen, verstanden sie nicht das Geringste, aber Fragmente verlorener Schriften verstanden sie zu sammeln. Dass nicht alle Philologen Alexandriner geworden sind, versteht sich von selbst: ich nenne als zwei der ehrenwertesten und bekanntesten Ausnahmen **Eduard Wunder** und **Nägelsbach**; die aufgestellte Regel aber wird eben um dieser Ausnahmen willen einer Anfechtung nicht unterworfen sein.

Mutato nomine de te fabula narratur. Die Rhetorik, der Alexandrinismus ist auch in die Theologie eingebrochen und führt in der Literatur und Exegese jetzt ein fast unumschränktes Regiment. Auch die Bessern, ja die Besten, machen der alexandrinischen Rhetorik in diesen Fächern Konzessionen über Konzessionen. Das Ende dieses Zweiges der Theologie wird kein anderes sein, als das Ende der Philologie.

Die biblische Literaturgeschichte, die Einleitungswissenschaft, wie man sie jetzt nennt und über deren Begriff und Umfang man noch immer resultatlos streitet, hat in den letzten Jahrzehnten einen Umfang und eine Bedeutung gewonnen, welche alle übrigen theologischen Disziplinen zu überflügeln und der eigentlichen Bibelkenntnis, wie sie der Theolog bedarf, welcher aus der heiligen (S.26) Schrift die Speise des Lebens für seine Gemeinde zu schöpfen hat, den letzten

noch übrig gebliebenen spärlichen Raum völlig zu entziehen droht. „Wer die Einleitung gehörig durchgearbeitet hat, kann der Exegese fast gänzlich entraten“ ist ein gewöhnliches Axiom der jungen Theologen geworden, und ein nicht ganz unrichtiges, denn ein großer Teil des in der Einleitung behandelten Stoffes kehrt in den exegetischen Vorlesungen, nur in ausgedehnterer Form und bis in das Minutiöse spezialisiert, wieder. Nicht selten nimmt die Einleitung in das Buch der h. Schrift, welches erklärt werden soll, fast die Hälfte der ganzen Vorlesungszeit weg; ja ich habe, schon vor einer Reihe von Jahren, ein von einem sehr angesehenen Universitätslehrer herrührendes Heft über den Römerbrief gesehen, in welchem die Einleitung volle drei Viertel der ganzen Vorlesung ausfüllte.

Ein großer Teil der biblischen Literaturgeschichte, jetzt sogar der bei weitem größte, ist den Angriffen auf die Authentie der biblischen Bücher und der Verteidigung derselben gegen diese Angriffe gewidmet. Die Atheologie wird zu jenen Angriffen durch ihre innerste Natur, welche dem Worte Gottes von Grund aus widerspricht, gedrängt, und dass die Theologie gegen diese Angriffe die Waffen ergreift und Festungen zu erbauen sucht, ist ebenwohl natürlich und notwendig, aber der Schade, welcher der Theologie durch dieses Eingehen auf die Angriffe der Feinde des Wortes erwächst, ist demungeachtet sehr groß, und überwiegt nicht selten den Vorteil. Auf diesem Wege wird die Rede Gottes zu uns je mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, und die Reden der Menschen untereinander über das Wort Gottes, oft der Hader der Menschen über Gottes Wort, werden in den Vordergrund geschoben. Wo aber nun nicht einmal ein Herz für Gottes Wort vorhanden ist, da ist die Literaturwissenschaft ein willkommenes Vehikel, von dem Worte Gottes abzukommen, und sich in menschlichen Worten, Gedanken und Künsten ausschließlich zu ergehen. Über Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms, über Sprachgebrauch, Verhältnis der Schriften und Schriftsteller zu einander, Begriffserörterungen, Chronologie, historischen Beziehungen, Beweisen und Gegenbeweisen aus der altkirchlichen Literatur wird der Inhalt der göttlichen Schriften oft ganz vergessen, für die Lernenden nicht selten völlig (S.27) obliteriert, so, dass dieselben, wenn sie auch die Schrift wirklich lesen (was bei den Theologen mindestens hinsichtlich des neuen Testaments noch nicht ganz und wenigstens nicht überall außer Übung gekommen, aber nach meinen Erfahrungen stark im Abnehmen begriffen ist) die heiligen Bücher einzig und allein aus dem Gesichtspunkte der biblischen Literaturwissenschaft, mit Rücksicht auf die allgemeine und spezielle Kritik, den Sprachgebrauch der einzelnen Schriftsteller usw. lesen, und es den Besten erst nach Jahren gelingt, die h. Schrift **selbst** und **allein** zu sich reden zu lassen. Das ist Rhetorik, das ist Alexandrinismus in der Theologie, und von sehr gefährlicher Art, denn diese Art der Rhetorik ist auch den Besten nur allzu nahe an das Leben heran gerückt. Auf diese Weise wird durch unser eigenes Verfahren die theologische Jugend wider unsere Absicht und unsern Willen, aber notwendig angeleitet, die heilige Schrift primär als ein menschliches, und erst sekundär als ein göttliches Buch anzuse-

hen; damit aber haben die Rhetoriker von Profession gewonnenes Spiel gegen uns. Es muss ein Bannwort gefunden werden, durch welches jenen Angriffen, die von Seiten der Rhetorik, mehr noch der Dialektik und der Theologie der **Physica** gegen die heilige Schrift gerichtet werden, mit einem Male und von Grund aus begegnet wird, so dass die auf die Einleitungswissenschaft verwendete Gelehrsamkeit zwar nicht überflüssig gemacht, aber wie sie das soll in den zweiten Grad hinabgerückt wird, während sie jetzt den ersten Rang behauptet. Darauf muss die Aufmerksamkeit aller Theologen, die nicht zu den Rhetoren, Vokabulisten und Grammatisten gehören, unausgesetzt gerichtet sein; muss es gefunden werden, dieses Bannwort, oder vielmehr diese Banntatsache, so wird es auch, bei fortwährender strenger Richtung der Fachgelehrten auf diesen Punkt hin, ohne Zweifel gefunden werden. Was einstweilen zu tun ist, und jedenfalls auch alsdann zu tun sein wird, wenn das Bannwort gefunden sein wird, will ich nachher angeben.

Die Exegese leidet durchgängig an dem schweren Fehler der Zerstückelung, sowohl im Ganzen, wie im Einzelnen. Im Ganzen: die Studierenden hören selten mehr als drei bis vier exegetische Vorlesungen je über das alte und neue Testament; wie oft ist es vorgekommen, dass nur zwei exegetische Collegia über das alte (S.28) Testament gehört worden sind, und in nicht wenigen Fällen ist es sogar bei einem einzigen Collegium geblieben. Im alten Testament wird dieser Mangel äußerst selten durch Privatlektüre nachgeholt und die ganze Kenntnis gar manches Theologen vom alten Testament erstreckt sich nicht weiter als auf einige Kapitel im Jesaja und etwa vierzig Psalmen. Woher soll bei so dürftiger Kenntnis ein nur erträgliches Verständnis des alten Testaments kommen? woher vollends Eindringen in den Sinn der göttlichen Ordnung des alten Bundes im Ganzen? woher Liebe zum alten Testament und nun gar Ehrfurcht vor demselben? Aber ein solches summarisches Verfahren ist eben im Sinn der Rhetoriker: nur exemplarisch soll dieses und jenes Stück des A. T. gelesen werden, „als Proben an denen man genug habe“; im Übrigen genügt für sie ein encyclopädistisches Wissen, „es sei denn dass der Eine oder Andere orientalistische Specialstudien treiben wollte“. Dass dieser, aus **Widerwillen gegen die Sache** und aus Bevorzugung der Rubriken hervorgegangenen Unsitte, diesem alexandrinischen Unfug nicht von Seiten derer gewehrt wird, welche bessere Einsicht haben, ist ein schwerer Vorwurf gegen unsere jetzige Theologie, welcher auf Einverständnis mit der Theologie der Rhetorik, wenigstens auf Connivenz gegen dieselbe hinausgeht. Verhältnismäßig ist die Kenntnis des neuen Testaments nicht besser; was nicht in den Kollegien an Exegese gehört wird, wird zwar zum Teil, früherhin zum bei weitem größten Teil, durch Privatlektüre nachgeholt, aber diese ist im hohen Grade cursorisch und lediglich auf das eilige Nachlesen einiger Kommentare beschränkt. Und diese Kenntnis wird nicht verbessert durch „wissenschaftliche“ exegetische Arbeiten von großer Ausführlichkeit, zu welchen die Studierenden in theologischen Instituten und Sozietäten angehalten oder angewiesen

werden. Darüber vertiefen sich die Lernenden nicht in das Lernen, sondern unzeitiger Weise in das Lehren, gewöhnen sich mit bedenklicher Präcocität daran, die Schrift in „wissenschaftlicher“ Weise zu anatomieren, sich über dieselbe zu stellen, und zuletzt vielleicht gar, ihre Elaborate als Summe aller ihrer Arbeit an der heiligen Schrift, als bequeme Ruheklissen, zu betrachten. Eine Anweisung zur vollständigen Lesung der heiligen Schrift als einer nicht bloß floskelmäßig so genannten sondern wirklich **heiligen Schrift**, als des Wortes Gottes, wird nicht (S.29) gegeben und nicht verlangt. Daher kommen denn schon bei den theologischen Kandidatenprüfungen Resultate von Schriftkenntnis zum Vorschein, welche den oben erwähnten bei den philologischen Kandidatenprüfungen zu Tage tretenden Resultaten vollkommen gleich sind. Die Literaturgeschichte soll in beiden Fällen alle Schäden decken, alle Mängel ausgleichen. Den Schaden an der Seele aber, welchen die Theologen bei dieser Behandlung der heiligen Schrift leiden, macht keine Literaturgeschichte gut, und wenn man, wie ich zu wiederholten Malen, erlebt hat, dass Kandidaten und Pfarrer sich nicht schämen, auf der Kanzel – übrigens nicht aus bewusster geschweige ausgesprochener Gottesfeindschaft, sondern aus purer Rhetorik – vom alten Testament in verachtenden Redensarten, von dem Gesetz Gottes mit direkter Schmähung, von dem Gott und Herrn des alten Bundes mit unzweideutiger Lästerung zu reden, so ist man vollkommen berechtigt, einen Fluch gegen die biblische Unterweisung zu richten, welche solche Diener der Kirche auf den Universitäten erhalten haben, eben so aber auch gegen die Nachlässigkeit der Kirchenbehörden, welche eine solche Unterweisung dulden, übersehen, und an deren Ergänzung und Korrektur im Vorbereitungsdienst oder Amt der Pfarrer nicht denken. Um so mehr ist jener Fluch gerechtfertigt, wenn jener Unfug, wie das vorgekommen ist, gerade von denen, welche demselben zuvorzukommen oder ihn zu ahnden den Beruf hatten, damit beschönigt wird: „es sei das freilich eine nicht ganz angemessene, aber doch herkömmliche Weise, das Verhältnis des alten Testaments zum neuen zu bezeichnen, und es sei ja die „angebliche Lästerung“ doch „**nur**“ gegen das alte Testament gerichtet gewesen, auch werde man „dem rhetorischen Schmuck doch etwas zu Gute halten“. Das heißt die Kirche zwiefach und dreifach durch Rhetorenkünste schänden. Hierher gehört ein Mosiszorn, welcher die Tafeln zerschlägt, und den Leviten zuruft: Her zu mir! Ja, dreifacher Fluch diesen gotteslästernden rhetorischen Seelenverkäufern! dreifacher Fluch: von dem verleiteten um seine Seele betrogenen Schüler, von der durch diesen geärgerten Gemeinde und von der ganzen durch einen solchen Diener geschändeten Kirche! Die Exegese im Einzelnen ist ihrem weit überwiegenden Bestande nach vollkommen alexandrinisch: sie ist wesentlich sondernd, nicht (S.30) verbindend, musivisch zusammensetzend, nicht aus dem Ganzen einer Gottesoffenbarung heraus das Einzelne entwickelnd, vor allem auf die Worte und sogenannten „Begriffe“ gerichtet, wie sich denn auch die Bessern und Besten so weit von dieser alexandrinischen Rhetorik haben einnehmen lassen, dass sie die Gottesworte Glaube, Licht, Leben

u. dgl. unbefangen als „Begriffe“ bezeichnen, und was schlimmer ist, analysieren, anstatt in denselben zuvörderst **göttliche Zustände, Tatsachen**, zur Anerkennung zu bringen. Die Exegese der Rhetoriker aber ist ganz und gar philologisch und literarisch, und zwar nach dem Maßstabe derjenigen Philologie, welche im Eingange dieses Abschnittes charakterisiert worden ist, derjenigen, die ihren eigenen Tod herbeigeführt hat; Wörter und Begriffe stehen nicht nur im Vordergrunde, sondern herrschen ganz allein, und von göttlichen Tatsachen ist nicht die Rede; mit Anstrengung wird dahin gestrebt, einen paulinischen, einen johanneischen **Lehrbegriff** im Ganzen oder von diesem und jenem Gegenstande zusammen zu bringen, so dass ein jüngerer Theolog, welcher seiner Zeit fast nur alexandrinische Exegese gehört hatte, einst als seine eigene Anschauung das alte Sprüchlein gegen mich vorbrachte, es seien ihm Paulus, Johannes und Petrus als Professoren der Theologie erschienen. Und in der Tat, es treten nur zu oft die Ansichten der Exegeten in völlig gleichen Rang mit den „Ansichten“ der Apostel, und letztere müssen sich noch dazu nicht selten von den ersteren korrigieren lassen; dass hier Gottes Wort vorliege und auszulegen sei, ist schon im Bewusstsein der Zuhörer gänzlich vernichtet. Von der göttlichen Logik wissen die Rhetoren ein für allemal nichts, und der Ausdruck sogar, „göttliche Logik“ ist ihnen nicht allein fremd, sondern vollkommen lächerlich: dafür müssen sich denn die heiligen Apostel den Zusammenhang ihrer eignen Gottesgedanken von der menschlichen Logik, oder richtiger nach dem Schematismus der alexandrinischen Zeitgedanken vordemonstrieren lassen – ein noch viel wunderlicheres Beginnen, als wenn, wie die modernen alexandrinischen Philologen tun, den Reden des Demosthenes moderne, nach Maßgabe der popularisierten Kantischen oder wohl eher der Wolfischen Philosophie (die in diesen Dingen noch weit mehr herrscht als man gewöhnlich annimmt) fabrizierte Dispositionen untergeschoben werden. Könnte Demosthenes wiederkommen, wie würde er lachen! Der Meister (S.31) der Apostel und Herzog unserer Seligkeit aber kann und wird wiederkommen: „da wird das Lachen werden teuer!“

Es ist eine „**wissenschaftliche**“ **Diskussion**, welche durch ein exegetisches Collegium der theologischen Rhetoren eröffnet zu werden pflegt, in welcher Gründe und Gegengründe abgewogen, Meinungen gehört und verworfen, Ansichten aufgestellt und widerlegt, und alle, oder doch die vornehmsten, „wissenschaftlichen Autoritäten“ zum Worte gelassen werden. Nur eine Autorität kommt regelmäßig nicht zum Worte: das Wort Gottes selbst; über dasselbe wird genug und übergenug gesprochen, aber nicht mit demselben. Und doch sollte das die erste Aufgabe eines Exegeten sein und er sollte es sich zur Pflicht machen, dieselbe seinen Zuhörern wiederum zur ersten Aufgabe zu stellen: "zuerst die Stücke der heiligen Schrift mit Sammlung und Stille der Seele zu lesen, und wiederum und wiederum und abermals zu lesen, ohne einem menschlichen Worte, auch nicht dem eigenen, ein Dazwischenreden zu verstatten; nach und nach gewinnt das göttliche Wort Leben und Sprache, während es im Anfange tot erschien, und fängt – in

sehr unfigürlichem Sinne – an, mit uns, zu uns, in uns hinein zu reden, und zeigt uns, dass es nicht eine **Rede** sei, aus einzelnen Worten zusammengesetzt, sondern eine göttliche **Tat**, dass es **das** Wort sei, zugleich Licht und Leben, aus welchem helle und immer hellere Strahlen auf alles Einzelne fallen. Ist es doch schon auf dem weltlichen Gebiete der Philologie nicht anders (und ich berufe mich hiermit auf alle, freilich jetzt nicht mehr zahlreiche, Philologen, welche noch an dem Altertum ihre Freude haben): wer an den Produkten der alten Literatur, zumal der Poesie, und zwar eben an den schwierigsten, Pindar, Aeschylus, Aristophanes, Genuss haben will, der gehe an sie, ohne alle Erklärungen, ohne Kommentare und Scholien, und lese sie drei vier und mehr Mal ernstlich durch, trotz aller Schwierigkeiten der Sprache und des Stoffes, auch, wenn es nicht anders sein kann, diese letztern vorerst überspringend; nach und nach gewinnt das Ganze der Produktion ein überraschendes Leben und Verständnis und gewährt einen Genuss, der durch die nachfolgende Benutzung der Kommentare wohl geschwächt, niemals aber erhöht werden kann. Dieses Verfahren ist freilich auch in der Philologie gänzlich anti- (S.32) alexandrinisch, und demnach allerdings nicht mehr zeitgemäß, es ist veraltet und „überwunden“. Es gehört dasselbe nämlich dem 15. und 16. Jahrhundert an, und war der Grund der großen Freude, welche damals die Philologen am klassischen Altertum, Luther aber an der heiligen Schrift fanden. Sind nun manche Schäden dieser alexandrinischen Bibelbehandlung, welche uns von der Theologie der Rhetorik aufgenötigt worden ist, nicht sofort zu heilen, und ist es noch weniger möglich, uns dieses ganzen Alexandrinismus sofort völlig zu entledigen, so gibt es immerhin Mittel, dieser zerstreuenden, von den göttlichen Tatsachen ablenkenden und aus dem Dienst des Wortes in den Wörterdienst sich begebenden Disziplin mit Erfolg entgegen zu wirken.

Zu diesen Mitteln kann ich die **biblische Theologie** nicht oder doch nur in beschränkter Weise rechnen. Gern ist derselben, welche sich seit einiger Zeit eine regelmäßige Stelle unter den akademischen Vorlesungen errungen hat, zuzugestehen, dass sie der Verflüchtigung des theologischen Wissens in philosophische Abstraktionen heilsam entgegen gewirkt hat; aber sie ruhet doch wieder, allerdings mehr oder minder, auf Abstraktionen, welche aus dem göttlichen Worte gezogen sind, trägt also das Gepräge der jeweiligen Exegese, und, da die biblische Theologie nicht wie Dogmatik und Ethik an die Gesamtterfahrung der christlichen Kirche gebunden ist, sogar das Gepräge der Subjektivität des jeweiligen Lehrers als unzerstörbaren Charakter, als einen Teil ihres Wesens, mit Notwendigkeit an sich. Sie **kann** recht gut, aber sie **kann** auch eben so wohl recht schlimm sein. Und in den meisten Fällen, schon seit Sebastian Frank, welcher wohl die erste biblische Theologie produziert hat (Güldin Arch. 1538), trägt sie das Gepräge der Unentschiedenheit an sich: die für diese Disziplin allerdings in Anspruch zu nehmende Objektivität führt, da man selbst nicht „vermitteln“ will, um nicht subjektiv zu erscheinen, die Erfahrung der Kirche aber nicht vermitteln lassen

kann, um nicht „wissenschaftliche“ oder kirchliche Theologie zu lehren, leicht dahin, die Sätze der heiligen Schrift „unvermittelt“ d. h. eigentlich: als Widersprüche, neben einander stehen zu lassen. Und das ist denn eben wieder nichts als die allerschlechtesten Subjektivität. Dürfte man eine Voraussetzung als (S.33) sicher betrachten: dass die biblische Theologie auf einer klaren, scharfen und sichern Einsicht in den historischen Gang der göttlichen Ökonomie beruhte, so würde sich immerhin manches Ersprißliche von ihr für die Heilung der Schäden unserer dermaligen Bibelkunde erwarten lassen. Gerade hieran aber fehlt es in unserer, sich historisch nennenden aber wesentlich rhetorischen Zeit noch allzu sehr, als dass wir diese Voraussetzung mit in den Inhalt der biblischen Theologie (als Grundlage ihres Systems) auszunehmen wagen dürften.

Es muss darauf gehalten, ja gedrungen werden, dass auf der Universität die alte, freilich längst verloren gegangene Specialkenntnis des Inhalts der ganzen heiligen Schrift wieder erworben werde. Die Grundlage zu dieser sichern, in allen Einzelheiten festen Kenntnis der Schrift wurde zwar in den Familien und in den Schulen gelegt, aber doch nicht mehr als die Grundlage; die Hauptsache wurde in der Tat auf der Universität erworben: ich erinnere nur daran, was noch in unsere eigenen Erlebnisse hineinreicht, dass sämtliche *dicta probantia* im hebräischen und griechischen Grundtext, außerdem aber wenigstens zwanzig bis dreißig Psalmen, acht bis zehn Kapitel aus Jesaja, die ersten drei Kapitel der Genesis und zahlreiche Abschnitte des neuen Testaments (die Bergpredigt, die Kapitel 14—17 aus dem Evangelium Johannis, Römer 5—8 und Anderes) in den Grundsprachen **auswendig** gelernt wurden. Schlage man diesen „Mechanismus“ nicht allzu gering an und suche darin nicht etwa eine neue Art von Rhetorik, wohin diese Praxis freilich durch leidigen Missbrauch ausarten kann: das Wort Gottes ist lebendig und kräftig, so lange es reines Wort Gottes, ohne Zutat, ist. Ich habe einen, vor einiger Zeit in hohem Alter verstorbenen Geistlichen gekannt, welcher alles dies und noch etwas mehr gelernt hatte und leistete: weit mehr als achtzig Jahr alt, führte er **jeden** Psalm, den man ihm hebräisch anfang sofort durch eine ganze Reihe von Versen aus dem Gedächtnis durch. Dieser Mann war ein roher Rationalist, zu den ärgsten Ausbrüchen unverständiger Christusschmähung jeden Augenblick geneigt und bereit; so wie es aber gelang, ihm einen hebräischen oder griechischen Text, etwa die Anfangsworte eines Psalms, entgegen zu werfen, stand er vor diesem Gotteswort alsbald, oft (S.34) ehrerbietig, still, rezitierte den Psalm und ließ von allen Feindseligkeiten gegen Gottes Wort und von dem Rühmen der „Vernunft“ für den Augenblick gänzlich ab. War das Mechanismus oder Gottes Geist der in Gottes Wort ist? Wäre es nun möglich, dass jüngere Dozenten, ergriffen von der Macht des Gottesworts und durchdrungen von dem tiefen Bedürfnis, dieses Gotteswort um der eigenen Seligkeit willen sich zu einem festen und jeden Augenblick gegenwärtigen Eigentum zu machen, durch ihr Beispiel, richtiger: durch ihr Zeugnis, und durch eigens angestellte Übungen diese Art von Bibelkenntnis wieder erweckten und verbreiteten, so würde dieser, den Jüngern

der Theologie und der Kirche geleistete Dienst ohne Frage in hohen Anschlag kommen. Dieses Feststehn in dem Worte Gottes, wäre es auch vorerst nur ein äußerliches Feststehen, gewährt einen Schild gegen die Angriffe der auflösenden Bibelkritik, wie nichts anderes, denn das Wort Gottes, welches wir zu unserem ganzen und vollen Eigentum machen, schützt sich schon von selbst, ohne unser Zutun zudem aber auch unser eigenes Herz, und – man halte das Folgende doch ja nicht für ein Paradoxon – , **schärft den Verstand**. Auf diesem Wege, wird er anders mit Ernst und Ergebung gegen das Wort Gottes länger verfolgt, entwickelt sich ohne Frage nicht nur sehr bald ein innerliches Feststehen im Gottesworte, sondern wird auch mit der Zeit eben jenes vorher erwähnte, für jetzt noch vermisse allgemeine Bannwort gegen die zerstörende biblische Literaturwissenschaft gefunden werden: ein kommendes Geschlecht wird so innerlich fest in dem Worte Gottes und so tief und völlig durchströmt werden von dem Ganzen des göttlichen Lebens welches in der Schrift vorhanden ist, dass dasselbe die Angriffe auf die Peripherie dieses Lebens nicht wie jetzt nur aus der Peripherie, im Einzelnen, sondern aus dem Centrum des göttlichen Lebensquells im Ganzen und mit Einem Schläge wird zurückwerfen können. – Wir Älteren werden in dieses gelobte Land nicht hinein gelangen, sondern es nur von ferne sehen, denn wir haben allesamt mit am Haderwasser gestanden.

Daneben aber muss versucht werden, ob es nicht möglich ist, eine Lesung der ganzen heiligen Schrift, ohne Ausschluss eines einzigen Stückes, zur regelmäßigen Aufgabe während der Studienzeit (S.35) unserer theologischen Jugend zu machen. Natürlich ist es nicht möglich – wenigstens zur Zeit nicht – diese Lesung mit Hinzunahme des gesamten gelehrten Apparates der „wissenschaftlichen“ Exegese zu bewerkstelligen. Das ist aber auch nicht die Aufgabe dieser Lesung. Ihre Aufgabe ist vielmehr die, den Strom der göttlichen Taten einmal in einem und demselben Zuge, ungehemmt und ungeteilt, durch die Seelen der künftigen Hirten so hindurchzuführen, dass sie für das Hirtenamt und dessen Aufgaben geweckt, dass ihnen die Tatsachen der göttlichen Offenbarung in ihrem Zusammenhange unter sich und mit der gegenwärtigen Zeit wie mit der Zukunft der Kirche, also zur Verständigung über ihre künftige Stellung als Hirten, zur Anschauung gebracht werden, und dass sie an der Herrlichkeit Gottes, an der Kraft Seines Wortes und an dem Frieden Seines Geistes Freude gewinnen lernen, so, dass sie diese Freude, samt dem Frieden, der Kraft und der Herrlichkeit unseres Herrn Jesu Christi wieder in die Gemeinde überzutragen sich gedrungen fühlen und stark genug wissen. Dazu ist ein sehr geringer gelehrter Apparat erforderlich, und für das alte Testament z. B. reicht schon so ziemlich die biblische Archäologie, wie sie gewöhnlich gelesen und von den Meisten auch zeitig im theologischen Kursus gehört wird, als Voraussetzung für diese Bibellesung aus. Gelingt dieser Versuch, so wird derselbe von kaum geringerem, vielleicht von bedeutenderem Erfolge sein, als der kurz vorher gemachte Vorschlag. Beides zusammen aber würde eine Tatsache sein, gegenüber der Rhetorik; eine Tat des Wortes, ge-

genüber den Worten über die Wörter. Es würde hiermit einmal wieder etwas **erlebt**, nicht bloß etwas gelernt; die theologische Jugend würde hiermit einmal über die Grenzen der „Wissenschaft“ hinaus in die ihr zugewiesene Zukunft, in die Wirklichkeit ihres Lebens, zugleich aber auch in sich selbst hinein gewiesen, und die theologischen Lehrer würden die ihnen in ihrer jetzigen Lage, auf dem Strohlager der „Wissenschaft“, fast gänzlich abgeschnittene Gelegenheit wieder erhalten, als Zeugen und Meister, nicht bloß als Lehrer, sich zu bewähren, und statt der Schüler und Zuhörer sich Jünger zu erziehen. Den Rhetorikern werden schon diese Vorschläge nicht viel anders vorkommen, als wenn der Wald von Birnam sich bewegte, (S.36) und sie werden nicht anstehen, diese ganz unregelmäßige Bewegung der Dinge als einen wilden Wald, eine *hyle ataktos* in den Kopf des Schreibern dieser Blätter zu verlegen. Das würde mir denn das gewisseste Zeichen sein, dass wirklich in nicht allzu ferner Zeit der Wald von Birnam sich gegen den Macbeth der Rhetorik in Bewegung setzen würde.

IV. Systematische Theologie.

Schon diese Überschrift ist ein Rhetorismus, wenigstens wenn System in dem jetzt üblichen Sinne (als Entwicklung sämtlicher Sätze einer Disziplin aus deren autonomisch gefundenem Prinzip und Anordnung derselben vermöge der Autonomie des Gedankens), nicht in der eigentlichen und alten Bedeutung von *systema* braucht wird. Dogmatik und Ethik, nur willkürlich „aus wissenschaftlichem Bedürfnis“ getrennt und gegen diese Trennung noch immer nicht etwa nur im Leben, sondern sogar in den Büchern sich sträubend, sind nichts anderes, als eine Zusammenstellung der bisherigen Erfahrungen der Kirche von den Taten Gottes in Jesu Christo. Die Lehre, als der Ausdruck der Tatsachen der Erlösung ist nur in so fern gesund, als sie ein wahrhafter Ausdruck dieser Tatsachen ist, und gehört dem Leben der Kirche an; durch ihre Lehre antwortet die Kirche dem Herrn auf seine Taten, oder vielmehr auf seine Fragen an die Kirche, ob sie diese seine Erweisungen ewiger Erbarmung verstanden, angenommen, in das eigene Leben verwebt, und somit das Wort seiner Geduld bewahrt habe. An und für sich sind deshalb Dogmatik und Ethik nichts anderes als Bekenntnisse der Kirche, nicht Ergebnisse der Erfahrungen, geschweige denn der Spekulation eines Einzelnen in der Kirche. Dieser Standpunkt ist indes schon seit einem Jahrhundert und länger verlassen worden; unter dem Einflusse der allgemeinen Zerrüttung des menschlichen Geistes, welcher von dem wirklichen Leben sich ab und einem Scheinleben der Gelehrsamkeit sich zuwendete, sind auch die bezeichneten theologischen Disziplinen aus Zeugnissen von den Erlebnissen und Erfahrungen der Kirche zu „Wissenschaften“, aus (S.37) Bekenntnissen zu Büchern, aus Resultaten des kirchlichen Lebens zu den Darstellungen von Einfällen eines Einzelnen geworden, und haben sich von dem kirchlichen Leben gänzlich zurückgezogen, ja

demselben sogar mit Absicht und teilweise nicht ohne Gereiztheit entgegengesetzt.

Dieser Zustand kann ohne die schwerste Versündigung an dem Leben der Kirche von den akademischen Theologen nicht aufrecht erhalten werden, und wenn auch in den beiden letzten Jahrzehnten Manches geschehen ist, was eine Verbesserung dieser heillosen Verwüstung in der Kirche hoffen lässt, so fehlt doch an einer wirklichen Verbesserung noch sehr viel. Die wichtigsten Lehren, vielmehr Tatsachen, sind, auf ein Minimum zusammengeschrumpft, in dieser kläglichen Krüppelgestalt, die sie aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts davongetragen haben, noch immer vorhanden; andere sind in der bedenklichsten Weise verzerrt, und über alles das wehet durch beide Disziplinen namentlich durch die Dogmatik, der fröstelnde Hauch des **Zweifels**. Es ist eben alles zur sogenannten „Lehre“ d. h. zu menschlicher Ansicht von den Tatsachen der Offenbarung geworden, und diese „Lehre“, weit verschieden von dem *logos tes hypomones christou*, ja gerade das Gegenteil von aller *hypomone*, kann ihrer Natur nach nicht anders als variabel, kann nur **wesentlich** zweifelnd sein. Wer diesen Zustand der noch immer andauernden Krüppelhaftigkeit unserer systematischen Theologie, ihre Abwendung vom wirklichen Leben, ihre noch immer vorwaltende Subjektivität und ihren Charakter des Zweifelmuts leugnet, den betrachte ich als in diesen Gebrechen selbst befangen. Ihn meine ich, wenn ich hier und in der Folge von einem Dogmatiker oder Ethiker der Rhetorik spreche, denn ihm gelten die Worte mehr als die Sachen, vielleicht alles. Wer die heilige Schrift an und in sich, zugleich aber auch an der Welt, zumal den inneren und äußeren Begebenheiten und Zuständen der Welt seit den letzten 60 – 70 Jahren erlebt und erfahren hat, der staunt billig, in so mancher dogmatischen Vorlesung, ja in manchem dogmatischen Lehrbuch, noch immer die dürftige Behandlung zu finden, welche der Lehre von der Schöpfung, (S.38) von dem Ebenbilde Gottes, von der Erbsünde, von dem Ursprung des Bösen, von dem Teufel, von den Gnadenwirkungen, von der Kirche, von den Sakramenten, von den letzten Dingen in der Blütezeit des Rationalismus, in der Glorienperiode der Vokabulisten und Grammatisten, zu Teil wurde. Auch Vorgänger wie Martensen, dessen Sprache eine gewisse Verwandtschaft mit der Sprache der Rhetoriker hat, so dass sich dieselben nicht mit deren „Unverständlichkeit“ entschuldigen können, in dessen Vorträge aber endlich einmal die verschrumpften Glieder sich gleichmäßig auszudehnen angefangen haben und der kranke Leib der Lehre wenigstens den Anschein der Gesundheit, gewiss die beginnende Genesung, zeigt, haben noch keine Änderung auf dem Gebiete der dogmatischen Rhetorik hervorgebracht. Es ist allerdings von jenen Dingen nichts zu sagen, wenn man nichts davon erlebt hat, und dessen wehrt sich eben die Rhetorik auf das Äußerste; sie möchte wohl von diesen Dingen wissen und lehren, aber unter der Voraussetzung, dass ihr dieselben fern bleiben, dass sie nur aus der Vogelperspektive oder wenigstens aus einem gesicherten Versteck sich diese Sachen betrachten kann; hinten in der Türkei kön-

nen die Völker auf einander schlagen, nur nicht in nächster Nähe; der Lärm verwirrt dem Rhetoriker seine Konstruktionen und übertäubt seine schönen Reden. Am auffallendsten zeigt sich dies in der Lehre von der Kirche und von den Sakramenten nebst dem geistlichen Amt, wovon ich nachher noch besonders zu sprechen habe. Aber auch in den andern vorher genannten Lehrstücken ist die der lebendigen Erfahrung abgeneigte, zu dürftiger, dünner, zweifelnder Darstellung führende und die Seelen der Hörer verwirrende wo nicht vergiftende Haltung der rhetorischen Dogmatik auffallend genug. Wenn z. B. in der Schöpfungslehre auch die Lehrsätze des Glaubens mitgeteilt werden, so werden sie doch nur mitgeteilt, nicht bekannt, und an den unsicheren, unter Umständen verlegenen, Mienen und Worten des Dozenten sieht und hört man deutlich genug: „es ist doch noch zu bedenken, ob alles so ist, wie ich es vortrage“, wenn nicht, was häufig genug noch immer der Fall ist, die Zweifel hinter dem vereinzelt furchtsam dahingestellten Glaubenssatze her in Scharen ausgeschüttet werden. (S.39) Deutlich genug zeigt oder versteckt sich, oder zeigt sich im Verstecken, die Erinnerung, welche man gern einflößen möchte: „Glaubt das alles indes nicht zu fest, am Ende ist doch die ganze Erzählung der Genesis Mythos!“ Anstatt mit kühner, freier Stirn – kühn durch Gottes Kraft und frei durch das Wissen von Gottes Wahrheit – die ersten Worte der Genesis kategorisch als das erste und einzige, weltbildende und weltbezwingende Wort der Autorität und des Friedens hinzustellen, welches mit dem Schall von tausend Donnern durch alle Jahrtausende hintönt, und hundertfach in der Geschichte der Offenbarung, verglichen mit der Weisheit und Geschichte der Heidenwelt widerhallt und sich bestätigt findet – anstatt dessen wird eine kühle, an sich resultatlose, auch als resultatlos zum Voraus angekündigte, dialektische Exposition über die Schöpfung aus Nichts gegeben; wäre sie indes wirklich dialektisch und nicht bloß rhetorisch, so würde sie nicht resultatlos sein, sondern den Prozess alsbald auf das Gebiet der Naturbetrachtung überführen, und der ganzen Schöpfungslehre der Schrift schnell ein Ende machen. Ähnlich, wie mit der Lehre von der Schöpfung verfährt die Rhetorik mit der Eschatologie, um welche die neuere Dogmatik sich wieder zu bekümmern anfängt, und welche also auch der Rhetorik, die ja überall mitreden und mitraten muss, niemals aber mitbeten und mittaten kann noch will, nicht fern geblieben ist. Die Neigung der dogmatischen Neuzeit gilt wieder einmal der Apokatastasis und der Lehre von der ewigen Verdammnis. Die übergöttliche, schauerliche Tiefe der ersten Lehre ist der Rhetorik zu tief; diese wird noch mit einigen Redensarten abgefertigt; aber wenn die ewige Verdammnis könnte – mit Worten – weggeschafft werden, das entspräche schon eher der Weichheit und der Furcht von jeder Definitive, durch welche sich die Rhetorik auszeichnet. Das wird dann nach der Länge versucht – und es ist zu beklagen, dass sogar Martensens Dogmatik in diesem Punkte mit der rhetorischen Dialektik wiewohl nur leise kokettiert – um zuletzt zu gestehen „dass wir doch nichts wissen“. Das hätte man ohne Frage kürzer haben können; entweder zurück in die Erfahrung von

der Sünde, und diese sagt mir, dass der Unterschied zwischen Gott und Widergott, den ich kennen gelernt habe aus der Schrift und (S.40) durch diese in den Gründen meiner eigenen Seele, ein ewiger ist, welcher dereinst auch, wenn er überhaupt wirklich ist, für alle Kreatur erkennbar heraustreten muss: dann, wann Gott dereinst das Schreckliche des Schrecklichen tun wird, **dass er aufhört zu strafen**. Darum **glaube** ich an ein ewiges Leben und **fürchte** mich vor der ewigen Verdammnis, will auch, dass alle sich vor derselben fürchten, denen es darum zu tun ist, selig zu werden. Oder, wenn man ja nicht zur Erkenntnis der Sünde zurück will, so gehe man vorwärts zur Dialektik, welche in diesem Fall ebenen Weges und schnell zum Pantheismus führt. Damit ist man der Ewigkeit der Höllenstrafen ein für allemal ledig. Oder wie sieht es aus mit den andern bedenklichen Lehren, z. B. mit der Lehre vom Teufel? Unsere Rhetoriker lachen zwar nicht mehr über den Teufel, wie die Vokabulisten und Grammatisten vor vierzig Jahren Taten und so weit sie noch vorhanden sind auch jetzt, gleich den Naturweisen, noch immer tun. Die Rhetoriker und die Dogmatiker unter ihnen zum Voraus, besitzen, allerdings nicht die aller Belehrung unzugängliche Dummheit der Vokabulisten, denen ihre Vokabeln die Welt sind: im Gefühl ihrer Schwäche schließen sie sich unter Umständen, jedoch wohlverstanden nur bis auf einen gewissen Grad, an Andere, zumal an einen „in der Wissenschaft herrschend gewordenen Ton“ an, horchen ab, sprechen nach und ahmen nach; nun ist aber die Lehre vom Teufel gewissermaßen in der Wissenschaft rehabilitiert worden, und manche dieser Rhetoren – die Besten unter ihnen – haben erst im Jahre des Völkerfrühlings, 1848, das Lachen, aber gründlich, verlernt, indem sie damals auf Zustände in der Menschenwelt gestoßen sind, an welchen ihre ganze bisherige Gutmütigkeitspsychologie zu Schanden wurde: „die Gesichter, die Augen und Mienen, hörte ich damals einen Rhetoriker sagen, sind offenbar nicht mehr rein menschlich; zu ihrer Erklärung reicht weder die politische Aufregung noch der Branntwein aus“. Das Lachen also ist verschwunden, die verlegenen Mienen aber, wenn vom Teufel die Rede ist, oder gar sie selbst an dieses Kapitel notgedrungen gelangen, sind eben so und in noch etwas mehr eckigen Zügen vorhanden, als etwa bei der Schöpfungsgeschichte: die Mienen (S.41) sagen genau dasselbe aus, was fromme Frauen aus dem Volke zu sagen pflegen, wenn die fluchenden Ehegatten den Teufel zitieren: „lass mir den Mann weg.“ Also die Existenz des Teufels kommt wieder zum Vorschein, aber nur als eine Existenz der Floskel, der Phrase; käme die Existenz des Teufels wirklich wieder in der christlichen Lehrunterweisung der Hirten und Lehrer zum Vorschein, so müsste sie als eine Existenz des Schreckens und Entsetzens zum Vorschein kommen; denn, beiläufig gesagt, die Lehre vom Teufel ist wie die von der ewigen Verdammnis nicht ein Artikel des Glaubens und des Trostes, sondern des Wissens und der Furcht. Dazu gehört aber etwas mehr, als in die, allerdings vom Teufel gehetzten, Demokratengesichter von 1848 gesehen zu haben. Es kommt hier darauf an, wenn man recht lehren und die Seelen recht behüten will, des

Teufels Zähneflecken aus der Tiefe **gesehen** (mit leiblichen Augen gesehen; ich meine das ganz unfigürlich), und seine Kraft an einer armen Seele empfunden, sein Lästern, insbesondere sein Hohnlachen aus dem Abgrund gehört zu haben. Wer kann nun hiervon zeugen? wer kann mit einer solchen Erfahrung, zugleich den Sieg des Gekreuzigten auf die Lippen und in den Augen, als rechter Lehrer an Christi Statt, auftreten? Wer lehrt mit dem Teufel kämpfen? wer lehrt, sich gegen ihn zu verwahren? ihn zu überwinden? Davon schweigt die heutige Dogmatik, dieser Tatsachen gänzlich entleert, durchaus. Und teuflische Versuchungen im Gebet – wer kennt die noch? Unsere heutige Dogmatik so wenig wie unsere heutige Ethik weiß mehr etwas davon, und die künftigen Hirten gehen in diesem, für die Seelsorge vor fast allen andern Lehrpunkten der Satanalogie wichtigen und in der Anwendung oft vorkommenden Erfahrungsstück ganz ununterwiesen, blank wie Heiden, von der Universität – in das Amt. Ich habe einmal, schon vor Jahren, von der Kanzel mit misstönender aber aus tiefsten Herzen kommenden Stimme die laute Apostrophe gehört: „Könnt ihr denn beten, beten von selbst und wann ihr wollt? Ihr könnt's nicht, nein!“ „Warum könnt ihr nicht? Der **Satan** leidets nicht, ja der **Satan**; der **Teufel** verwehrt's euch!“ Was sagst du, werteste Theologie der Rhetorik, zu dieser Anrede? Nicht wahr, das nenne ich (S.42) mir doch eine „unrhetorische Floskel“? Mir jedoch klang jene misstönende Stimme damals und klingt mir nachhallend noch jetzt gleich der Stimme der Harfen, die da ist wie die Stimme starker Donner und wie die Stimme großer Wasser. Es war eine Apostrophe des jüngsten Gerichts an die Gemeinde. Und die Gemeinde (eine Stadtgemeinde) verstand diese Stimme. Ich erwähne diesen Zug hauptsächlich um derer willen unter den Rhetoren, welche durch ihre Weisheit zu Narren geworden sind, damit sie, wenn es möglich ist, begreifen, dass es in der wirklichen Welt, auf den Kanzeln, in den Gemeinden, ganz anders aussieht, als sie unter ihren Büchern und in ihrem oft abgeschmackten und nichtswürdigen Verkehr in der Schattenwelt der Wissenschaft und Bildung kindischer Weise meinen.

Indes nicht nur in den mehr bedenklichen Partien der Dogmatik, wie ich sie oben aufgeführt habe, sondern in ganz planen, gewöhnlichen, einfachen Lehrstücken ist die Entfernung der Rhetorik von den Tatsachen und das Verlaufen in hohle Redensarten und bedenkliche, Zweifel erregende Lehrnormen zu bemerken. So hat sich die Theologie der Rhetorik zwar wieder zu der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben gewendet, welche einst in der Dogmatik der Grammatisten zu Null geworden ja zum Spott herabgesunken war; – nicht davon zu reden, dass die Theologie der Dialektik samt Atheologie und Antitheologie sich dieser Lehre eigens zu bemächtigen gesucht hat, um aus derselben ihr „nicht was wir glauben, sondern wie wir glauben, ist das Rechte“, ihr diabolisches Ausschölen der Menschenseelen zu konstruieren und als „Wesen des Protestantismus“ zu rechtfertigen. Sie hat sich zwar zu dieser Lehre wiederum bekannt, und spielt diese Melodie wieder, wie es verlangt wird, *staccato*, *pizzicato* und im vol-

len Strich, aber eine göttliche Melodie, eine göttliche Musik ist es nicht – es ist die seelenlose Harmonistik der heutigen Modemusik, es fehlt die Erfahrung von dieser Lehre, es fehlt die Bedingung dieser Erfahrung, welche einst in Luther und durch ihn in Melanchthon so mächtig war: das tiefe, unbezwingliche Sehnen nach zweifelloser Gewissheit der Seligkeit. Dies kann sogar in manchen sonst guten Büchern schmerzlich vermisst werden. Aber nicht allein das. (S.43) Es fehlt der Darstellung dieser Lehre fast überall das Substrat, dass dieselbe nur dann sich anzueignen, ja nur äußerlich zu verstehen möglich ist, wenn sie als die Spitze aller andern, notwendig vorausgehenden, Erfahrungen (Lehren) der Kirche gefasst wird. Alles, was in den Lehren von Gott dem Vater und von der Schöpfung, von Gott dem Sohne, dessen wahrer Gottheit und wahrer Menschheit, von der Gottheit des heiligen Geistes, von der Erbsünde die Kirche erfahren, durchlebt und bekannt hatte und hat, muss nacherfahren, nachgelebt, nach und mit bekannt werden, so dass die Rechtfertigung durch den Glauben als eine neue, die Spitze aller dieser Erfahrungen bildende und aus denselben mit der Notwendigkeit nicht einer Schlussfolge, sondern einer Tatsache sich ergebende Heilerfahrung erscheint. Das geschieht aber nicht, so erscheint sie in unserer landläufigen, hierin mehr als zu viel rhetorischen Theologie nicht, und so kommt es denn, dass die Katholiken bis auf diesen Tag diese Kernlehre unserer Kirche als einen willkürlich gemachten, aus dem Zusammenhang des kirchlichen Lebens losgetrennten **Lehrsatz**, wo nicht gar als eine scholastische Spitzfindigkeit betrachten und behandeln, „welcher sich mit der Lehre von der Kirche, wie dieselbe jetzt bei uns ausgebildet werde, schlechthin nicht vertrage“. Und was wollen wir den Gegnern antworten, wenn wir selbst diese Lehre so lehrsatzmäßig, oft noch dazu „dialektisch vermittelt“, jedenfalls ihrer Eigenschaft als Tatsache entkleidet und von allen andern Tatsachen der kirchlichen Lebenserfahrung abgelöst, in unserer Theologie behandeln? In der Ethik herrscht die Rhetorik noch in weit höherem Grade, als in der Dogmatik, und es scheint, als müsse sich erst die Dogmatik vollständig aus dem alten Vokabulisten – jetzt Rhetoren – Wust herausarbeiten, ehe die Ethik, doch langsam, ihr nachfolgen könne. Von der gewiss lächerlichen, oft über alles Maß jämmerlichen Specialmoral des weiland Rationalismus die man gründlich abgeworfen, ist man nunmehr zu lauter Abstraktionen gelangt – eine Specialmoral existiert kaum noch. Da hat denn die Rhetorik ein weites Feld, und sie pflügt es weidlich, bald vorwärts dann rückwärts. Redensarten vollauf, aber keine Tatsachen. Ich hebe nur zwei Lehrstücke aus, während ich eben so (S.44) gut zwanzig ausheben könnte, in welchen alle oder fast alle Tatsachen des göttlichen, christlichen, kirchlichen Leben zu fehlen, die allgemeinen Formeln aber in fast unglaublicher Weise, wie Hühnerdarm im ungebauten fetten Gartenlande zu wuchern pflügen.

Zunächst die Lehre vom Gesetze. Abgesehen davon, dass die Rhetorik an sich nichts vom Gesetz wissen kann, weil sie, träte sie ernstlich an den „Begriff“: Gesetz heran, sie eine Entscheidung, aut Sic aut Non, erleben müsste, was sie nicht

mag oder als Rhetorik vielmehr nicht kann, so fehlt es der jetzigen Ethik fast durchweg an einer gründlichen Erörterung des usus politicus des Gesetzes. Darin aber ist die Lehre von der weltlichen Herrschaft, von der Obrigkeit (vom „Staate“) und von deren Verhältnis zur Kirche und umgekehrt, beschlossen, und es lässt sich diese Lehre bei einer aus Erfahrung geschöpften Einsicht in den usus politicus nicht allein mit größter Klarheit, sondern auch mit größter Fruchtbarkeit behandeln, während sogar die Ethik von **Harleß** nur wenig Erspreißliches über dies, in unsrer Zeit und schon längst – seit der ersten französischen Revolution – hochwichtig gewordene Lehrstück beibringt. Auch der usus paedagogicus des Gesetzes, welcher gleichfalls zum vollständigen Ausbau der Lehre vom Verhältnis des sogenannten „Staates“ zur Kirche gehört, kommt meist sehr dürftig weg, und pflegt auf die Lehre von der Obrigkeit fast gar keine Anwendung zu finden, wiewohl doch schon die A. C. Var. im 18. Artikel mit Bestimmtheit darauf hinweist. Es ist wahr, diese Dinge sind unserm Verständnis erst in der neueren Zeit vollständig aufgeschlossen worden, warum aber werden sie nun nicht, da wir, eben aus dem Kreise unserer Erlebnisse, Tatsachen in Fülle vor uns haben, an der Hand dieser Facta, welche uns in die h. Schrift alten Testamentes zurückführen, als Tatsachen des christlichen Lebens, den künftigen geistlichen Führern des Volkes, die wir so oft unsicher haben hin und her schwanken sehen, zum sichern Wegweiser, und zur Korrektion der katholischen Vorstellung von diesen Dingen gründlich behandelt?

Sodann das Lehrstück vom Gebete. Darüber kann ein für alle mal Keiner mitreden, welcher nicht das Gebet als seiner Seele und seines Geistes unentbehrliche Speise, als seines Wesens Lebensluft kennen gelernt und Gebetserfahrungen gemacht hat. (S.45) Kläglich ist es, wie die Rhetoriker in Redensarten, welche gelind gesagt, stets verworren, oft sinnlos müssen genannt werden, vom Gebete zu sprechen pflegen.

Ist aber die Übung im Gebete noch so neu in der wiedererwachten evangelischen Christenheit, die Erfahrung vom Gebetskampf und von der Gebetserhörung noch so selten, dass auch Lehrer besserer Art, die wahrlich sonst keine Rhetoriker sind, in diesem hochwichtigen Lehrstück sich nicht viel anders anstellen, als wären sie auch Rhetoriker? Stehen wir noch auf Lavaters Standpunkte, welcher in seiner herzlichen, aber nicht nur subjektiven sondern ganz individualistischen Frömmigkeit mit der Briefftasche in der Hand Land und Sand durchzog, um sich die Fälle aufzuzeichnen, in welchen eine Gebetserhörung vorgekommen war? So fehlt ganz oder fast ganz die Lehre von der Gebetszucht, die in einer, dem wirklichen christlichen Leben wirklich dienenden Ethik nicht ausführlich und eindringlich genug entwickelt werden kann. An dies Kapitel werden nun die Rhetoriker überhaupt nicht herangehen, denn ein rechter Rhetoriker hält die Gebetszucht für eitel Wortgeplärre und ist flugs mit den Vokabeln aus Matth. 6, 7 flg. bei der Hand. Ja es ist den Rhetorikern, gleich den Sekten der Kohlbrüggianer (*Anm.: Die Anhänger Kohlbrüggens sind in dem engeren Vaterland des Schreibers*

dieser Blätter entschieden als Gegner der Landeskirche, als herb sektiererische Subjektivisten – als ein Mittelglied zwischen Spiritualisten und schroffen Independenten – aufgetreten.) und der Baptisten, die Gebetszucht ein Sklavenjoch, und sie wehren sich dagegen, als mit der „Wandlung der sittlichen Verhältnisse“ nicht mehr verträglich, in heftiger Erbitterung. Die Bessern unter ihnen aber finden doch bedenklich, wenn – zweifeln ob – können sich nicht überzeugen, dass – dass, ob, wenn die Gebetszucht für unsere Zeit des „verinnerlichten“ Christentums, der „Vertiefung“ in das christliche Leben, und insbesondere für Grammatikentkinder, Vokabulistenhäuser und Rhetorenfamilien gefordert werden sollte, sich fordern lasse, gefordert werden dürfe. Und nun die Lehre von der Kraft des Gebets und von der Gebetserhörung – wie sollte zu dieser sich ein rhetorischer Theolog verstehen können? Da würden ja die Worte ipso facto zu Taten, und das ist — ein Widerspruch in der Rhetorik. Es (S.46) muss aber wieder gelernt und gelehrt werden, dass wir in aller buchstäblichen Wirklichkeit mit Gott, mit Christus umgehen können – und ehe wir dies nicht gelernt haben, mögen wir doch ja nicht versuchen, die Lehre vom christlichen Leben, die Ethik, zu lehren, wir möchten sonst Schaden nehmen an unserer Seele – , dass wir mit ihm reden können und Er mit uns, wie ein Mann mit seinem Freunde redet, und dabei doch wissen und fühlen, dass wir mit Dem reden, der wahrhaftig Gott ist, der Stärkste unter den Starken, Weltschöpfer und Weltrichter, dessen Name aber auch ist Treu und Wahrhaftig, und dessen Amt das Amt eines barmherzigen Hohenpriesters ist, der Mitleid haben kann mit unserer Krankheit. Es muss wieder gelehrt, gelernt und erfahren werden, dass, wie und warum der Herr Unser Gott dem heiligen Geiste der aus uns zum Himmel ruft, entgegenkommt, dass aus diesem Grunde auch das Gebet in andere Seelen mit unwiderstehlicher Wirksamkeit hineinreicht, dass der Bestand der weltlichen Dinge, zumal der weltlichen Herrschaft, der Throne und der Ordnung des öffentlichen Lebens, von Gott dem Herrn allein um des Gebets der Gläubigen willen gesichert werde. Eben so muss wieder – leider aus dem Staube der Vergessenheit – die gewaltige Lehre von dem Gebetskampfe hervorgeholt werden; wie der Herr uns widersteht, uns zurückwirft, und wir Ihn desto fester fassen, je stärker Er uns zurückdrängt, desto unaufhaltsamer mit aller Anstrengung des Leibes und des Geistes auf ihn eingehen, je härter Er uns niederdrückt, um in diesem Ringen zu erfahren, was der Erzvater, sicherlich nicht figürlich, sicherlich auch nicht bloß innerlich, erfuhr, dass durch das Ringen der Feind sich in den treusten Freund, der Widerstreber in den Segner wunderbar und seliglich verwandle. – Sind das Phantasmen? Visionen? Überzückungen? theosophische Anmaßungen? oder sind das nicht vielmehr Zeugnisse des mächtigen Stroms des ewigen Lebens, welcher seit achtzehnhundert Jahren die Christenheit, welcher zweitausend Jahre lang vor der Zukunft des Herrn im Fleisch das Volk der Propheten und Patriarchen durchströmt hat, und endlich einmünden wird in den lautereren Strom des lebendigen Wassers, welcher ausgeht von dem Stuhl Gottes und des Lammes? – Wer davon zu zeugen weiß,

der komme und lehre die Lehre vom christlichen Leben. (S.47) Eben so könnte ich die Lehre von der **Versuchung** anführen. Wer in dem **wirklichen** Leben des Glaubens und nicht in einem eingebildeten heimisch ist, der weiß, von welcher Bedeutung eine gesunde Lehre von der Versuchung ist; aber in unserer gangbaren Dogmatik und Moral ist so gut wie gar nichts davon zu finden, und erst Harleß hat einen Anfang damit gemacht, dieselbe zurückzuführen. Vor dieser Lehre fürchtet sich aber die Rhetorik, weil sie ahnet, dass sie damit auf den ihr so sehr unbequemen „Mann“, den Teufel, zurückkommen, und wenn sie, wie nicht anders möglich, der Versuchung Realität zuschreiben müsste, auch genötigt sein würde, die Realität des Teufels anzuerkennen. Außerdem aber ist die Lehre von der Versuchung nicht anders als aus der Lebenserfahrung heraus zu fassen, und diese fehlt der Rhetorik nicht allein, sondern sie verschmäht und verwirft sie, vermeidet dieselbe wenigstens sorgfältig auf dem Katheder, weil Lebenserfahrungen zum Grunde zu legen, nichts anderes sein würde, als eine „Dressur“ zum geistlichen Amte geben. So sieht die Rhetorik die Sachen an. Was für das Leben d. h. für das ewige Leben der Gemeinde brauchbar ist, das wird, eben weil es „brauchbar“ ist, sorgfältig beseitigt, was aber so beschaffen ist, dass es nun und nimmermehr das Allergeringste nützt, das wird eben so sorgfältig kultiviert, gerade darum, weil es niemand in der Welt brauchen kann; Unbrauchbares zu lehren, z. B. die Schleiermachersche Güterlehre, dieses Luftphantom, darin sucht die rhetorische Theologie gerade den Vorzug ihres Katheders. Eine **Sündenlehre** in der Moral zu behandeln, dazu lässt sie sich nicht herab – es scheint ihr das zu gemein zu sein, abgesehen davon, dass das doch auch irgendwie brauchbar sein könnte; mit ganz besonders vorsichtigem Fuße und leisem Tritte aber geht sie an den Sünden der **Augenlust** vorüber (denen freilich noch niemals eine erschöpfende Darstellung zu Teil geworden ist), vielleicht in der dunkeln Ahnung, dass mit der Darstellung dieser Sünden die Rhetorik sich selbst schildern müsste. Ohnehin könnte man ja eine solche Darstellung in unserer Zeit **brauchen**. Und brauchen soll man Nichts.

Die ehemals hochbeliebten und gangbaren Phrasen von der „Freiheit der Wissenschaft“ sind ziemlich überall, selbst im Gebiete der rhetorischen Theologie in Abgang gekommen, und es werden (S.48) dieselben nur angewendet, wenn Tendenzen zu verfolgen sind, etwas Bestimmtes z. B. gegen eine Person, gegen die Ordnung des Kirchenregimentes, erreicht werden soll. Im vollen Ernste und in dem vollen Umfange seines Begriffes wird das Wort „Wissenschaftsfreiheit“ nur von den hohnlachenden Glaubens- und Kirchenzerstörern, nach Bedürfnis auch von den hohnlachenden Staatszerstörern und Thronstürzern gebraucht; diejenigen unter den rhetorischen Theologen, welche sich dieses Ausdrucks noch ohne Unterschied bedienen, wissen nicht was sie sprechen, und gelten bei den übrigen Rhetoren ziemlich ohne Umstände für Pinsel. Man ordnet sich jetzt wieder der Kirche unter, d. h. man verkündigt, eine kirchliche Theologie lehren zu wollen, und macht für seine Dogmatik und Ethik den Anspruch, es solle dieselbe für

„kirchlich“ gehalten werden. Aber von den Ankündigungen und Ansprüchen zu der Wirklichkeit, von den Worten zu den Taten, ist nicht etwa nur ein großer Schritt, sondern ein weiter Weg. Zu einer wirklich kirchlichen Dogmatik wird erfordert, dass dieselbe sich in jedem Punkte ihrer Ausführung in erkennbarer Weise als Darlegung der Erfahrungen der Kirche, an denen die Person des Lehrers sich selbst unbeschränkt beteiligt, darstellt. Der Dogmatiker hat diese Erfahrungen der Kirche als die einzigen Quellen aus welchem ihm nächst der heiligen Schrift zu schöpfen erlaubt ist, unzweideutig zu kennzeichnen, und durch seine ganze Exposition die Überzeugung zu begründen, dass für uns, zunächst für die Jünger der Theologie, nichts anderes zu tun sei, als diese Erfahrungen nachzuleben, nachzuerfahren, und unser eigenes Denken und Wissen an diesen Erfahrungen zu korrigieren, dass es auch nicht zulässig sei, nur Einzelnes aus diesen Erlebnissen der Kirche als Maßstab unserer Erlebnisse aufzunehmen, Anderes bei Seite liegen zu lassen oder zu verwerfen: die Erfahrungen der Kirche sind ein Ganzes, welches ohne die schwerste Schädigung des geistigen Lebens der christlichen Individuen nicht zertrennt werden darf. Dies sollte ein Jeder, abgesehen von den in den Bekenntnissen der alten Kirche niedergelegten Tatsachen, schon aus der Augsburgerischen Confession lernen, welche eben in ihrer Einheit und Ganzheit, aus der ich so zu sagen nicht eine Zeile herausbrechen darf, ohne das Ganze zu zerstören, wenigstens hässlich zu verunstalten, unvergleichlich ist. (S.49) Dagegen erscheint nun unsere systematische Theologie, oft noch dazu sich ganz unbefangen also ankündigend, als „selbständige Forschung“, und die ganze Dogmatik stellt sich dar nicht als Unterordnung unter ein Höheres, sondern als Gleichstellung einer Menge von Meinungen, Ansichten, Forschungen, eigener und fremder; die Autoritäten der Theologen überwiegen bei Weitem die Autorität der kirchlichen Bekenntnisse, und die Ausführung gar mancher Lehrstücke gleicht einer juristischen Dissertation über eine kontroverse Lehre, so dicht folgen Allegationen auf Allegationen – wodurch sogar noch der Dogmatik ihr Charakter als Dogmatik geraubt und sie in die Dogmengeschichte herabgedrückt wird. Die kirchlichen Bekenntnisse aber, welche dem Leben angehören, sollen dem Theologen nicht Bücher sein, denen er gleich andern Büchern, zuerst kritisch entgegen zu treten hätte, sondern es machen dieselben einen recht derben Anspruch an unser Leben, den, dass wir unsere Lehre und unsere Wirksamkeit streng durch sie bestimmen lassen. Dazu gehört erstens **Resignation**, und zweitens, um sich hinein zu leben in oder vielmehr unter die Bekenntnisse, eine etwas längere und härtere **Arbeit**, als man anzunehmen gewöhnlich geneigt ist. So soll es sein; die Tatsachen sollen herrschen über die Worte, die Reden und die eigenen Einfälle und Gedanken, herrschen, so lange wir noch etwas von einer **Kirche** wissen, in welcher der Weg zur Seligkeit gewiesen wird, so lange wir noch eine **Kirche** wollen. Das aber steht in der Theologie der Rhetorik noch immer in Frage; das Wort erkennen sie an, den Namen akzeptieren sie, aber auch das Factum und die Sache?

V. Kirche.

Kein Artikel der christlichen Lehre und des christlichen Lebens ist in der neuesten Zeit mit mehr Eifer und mit mehr Fruchtbarkeit diskutiert worden als der Artikel von der Kirche – ja es ist derselbe in dem Gebiete der evangelischen Theologie noch niemals in nur annähernd, nur ähnlich bedeutender Weise erörtert worden wie (S.50) jetzt – aber gegen keinen Artikel regt sich auch mit so scharfem Nachdrucke die Abneigung und der Widerwille der Rhetoriker, wie gegen diesen. Alle diejenigen, welche jetzt in der evangelischen Kirche die Lehre von der Kirche sich zu Herzen genommen und dieselbe zum Gegenstande ihrer Forschung in der „Wissenschaft“ oder ihrer Tätigkeit im Leben gemacht haben, gehen bei aller noch Statt findenden Verschiedenheit in der Auffassung dieser Lehre davon aus, dass sie, wie sie ihrer Seligkeit in Jesu Christo gewiss sind, so auch wollen, dass dieselbe Seligkeit auch Allen, die nach ihnen kommen, mit gleicher, unzweifelhafter Gewissheit zu Teil werde. Die Möglichkeit der Fortpflanzung dieser Gewissheit der Seligkeit durch, Christus sehen sie in der Kirche. Da aber die Seligkeit von Christus gegeben ist, so kann die Gewissheit derselben auch nur durch Christus fortgepflanzt werden, und sie müssen mithin von dem Begriffe einer **Gemeinschaft**, welche allezeit etwas Subjektives und erst **Folge** der von Christus gegebenen Pflanzung und von Ihm gewollten Fortpflanzung der Seligkeitsgewissheit ist, zu dem Begriffe einer **Anstalt**, als des die Gemeinschaft erst erzeugenden Objektiven, fortschreiten. Irre ich nicht ganz, so ist die Verhandlung über die Lehre von der Kirche gegenwärtig auf dem Punkte angelangt, dass die theologische Welt dieser letzteren Tatsache inne zu werden und sich zu bemächtigen im Begriffe steht; man fängt an, zu den zwei notwendigen Seligkeitsmitteln, reine Lehre und Sakrament, ein drittes, diese beiden umschließendes (und, wenn das Apostolische Symbolum objektive Wahrheit zur Seligkeit enthält, nicht minder notwendiges): die **Erhaltung** der reinen Lehre und des rechten Sakramentes, hinzuzufügen, mithin **Ordnungen**, eine **Anstalt**, anzuerkennen, durch welche jene Erhaltung in vollster Zuverlässigkeit gesichert wird. Dass wir hiermit nicht aus unsern evangelischen Bekenntnissen, namentlich nicht aus der Augsburgerischen Confession heraustreten, wie die Rhetoriker schreien, welche neuerdings bis zu dem freilich abgeschmackten Frevel vorgeschritten sind, die Lehre von der Kirche als einer **nur** unsichtbaren Kirche für eine notwendige Konsequenz der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben auszugeben, wie die Katholiken triumphieren und Manche von uns vorschnell einzugestehen bereit gewesen sind, sondern eben recht mitten (S.51) in die Augsburgerische Confession uns hineinstellen, würde leicht zu zeigen sein, wenn es hier am Orte wäre, darauf einzugehen. So viel aber ist allerdings richtig, dass dieser Lehrpunkt oder besser diese Tatsache der Kirche eine von den Tatsachen des christlichen Lebens ist, welche von der Christenheit noch erst zu erleben sind, also keine Gemeinschaft und kein Bekenntnis einer Gemeinschaft vorhanden ist und vorhanden sein kann,

worin diese Tatsache bereits erschöpfend vorhanden und in aller Vollständigkeit deponiert wäre. Auch die katholische Kirche kann dies von sich mit Nichten behaupten, denn wäre in ihr wirklich jenes Depositum niedergelegt, so hätte sie schon das Schisma von der orientalischen Kirche überwinden müssen, und noch mehr, so hätte sie nicht durch die Reformation vermocht werden können, sich auf sich selbst zu besinnen, was doch wohl von jedem nicht ganz und gar in sich selbst verrannten Katholiken als eine Folge der Reformation wird zugegeben werden. Und mehr als dies Zugeständnis verlangen wir vor der Hand nicht.

Genug, wir sollen jetzt etwas **erleben**, etwas **erfahren**, was bis dahin noch nicht erlebt und erfahren ist, das ist die unverkennbare Signatur der Zeit in Beziehung auf die Gemeinschaft der Christenheit, zunächst der evangelischen Kirche; es ringt sich eine neue Geburt aus dem Mutterschoße der Christenheit aus Kraft der ewigen Erbarmung los, und, wie das nicht anders möglich ist, mit heftigen Schmerzen ringt sie sich los für diejenigen, in welchen das ewige Erbarmen Gestalt gewonnen hat; eben so, wie die Tatsache der wahren Gottheit des Sohnes und der wahren Gottheit des heiligen Geistes, der wahren Menschheit des Sohnes Gottes und der Aneignung des von Ihm gespendeten Heiles unter den heftigsten Schmerzen der zeitlichen Christenheit, und wie die Kreuzigung und Auferstehung des Herrn, als die Tatsache, aus welcher alle andern als aus ihrer gemeinschaftlichen Quelle fließen, mit den heftigsten Schmerzen der heiligen Apostel (Ev. Joh. 16,21.22) in die Wirklichkeit dieser Welt, in die Erfahrung hinaus getreten ist. Dieser mit Schmerzen verbundenen Erfahrung aber ist die Theologie der Rhetorik ihrer Natur nach von Grund aus abgeneigt; sie fühlt es durch, dass es hier nicht mehr gelte, Worte machen, sondern seine ganze Person einsetzen, dass es hier nicht mehr gelte, mit Büchern, sondern mit dem Leben sich verständigen; nicht, be- (S.52) haglich dozieren, sondern sich von dem Geiste Gottes, welcher wie ein Sturmwind durch die Welt wehet, anwehen, erfüllen, lehren und in die Schule führen lassen. Die mundfertigsten Rhetoriker bezeichnen mit einer Unverschämtheit, welche nur von ihrem Unverstande übertroffen wird, die Erörterung der Lehre von der Kirche, wie dieselbe jetzt heraustritt, als „Friedensstörung“, womit sie allerdings Recht haben, denn ihr Friede, dieser faule Mönchsfriede, soll allerdings gestört werden. Andere, nicht minder mundfertig aber weniger friedfertig, schreien überlaut von „katholisierenden Tendenzen“, welche in diesen Fragen von der Kirche und um die Kirche verborgen oder zu Tage liegen sollen. Diese letzteren, Pöbelredner von Natur, wenden sich mit ihrem Geschrei an den Pöbel; die Tiefe der Fragen zu ermessen unfähig aber auch gar nicht Willens, heißen sie dieselben nur willkommen, weil sie ihnen Anlass geben, ihrer Lust zu zanken, zu schreien, zu verleumden und zu lügen, den Zügel mit voller Herzenslust schießen zu lassen. Es ist das auch eine Rhetorik, wenn auch nur eine Rhetorik der theologischen Sansculotten und Jakobiner, eine Rhetorik der Gasse und der Fischbude. Wieder Andere würden „die wissenschaftliche Diskussion“ nicht scheuen, wenn man nur diese Diskussion den Berufenen, d. h. den

Männern des Katheders und der Bücherwelt allein überlassen wollte; für sie ist das der Anstoß, dass so viele „Unberufene“, d. h. die Pfarrer, sich so lebhaft bei dieser Angelegenheit beteiligen, dass diese „Unberufenen“ Konferenzen halten, eine über die andere, und damit „die ruhige Entwicklung der Wissenschaft“ auf plumpe Art überflügeln, den „stillen Gang der Forschung“ zu beunruhigen und ungebührlich beschleunigen zu wollen sich erdreisten. Die Guten begreifen nicht, dass diese Dinge an sich dem Katheder nur in zweiter oder gar dritter Instanz zugehören, von der „Wissenschaft“ gar nicht erfasst, geschweige denn erledigt werden können, und dass es somit diesmal an ihnen ist, die Rolle der Unberufenen zu spielen. Die Guten können sich nicht vorstellen, dass die Behandlung jener Fragen anders vor sich gehen könne, als wenn nicht zuvor einige Dutzend Bücher, und zwar vor allem die von ihnen geschriebenen, gelesen worden; und doch kann eben in den letzteren nichts hierher Gehöriges stehen, wenn ja in Büchern überhaupt etwas darüber zu finden wäre, weil den Rhetorikern (S.53) unter allen Gaben keine weniger zu Teil geworden ist, als die der Prophetie. Noch Andere endlich, die Kindlichsten unter Allen, meinen diesen Fragen durch die „Union“ aus dem Wege gehen oder wohl gar, dieselben durch das gedachte Machwerk erledigen zu können. Dass das „Gemeinsame“ zwischen der lutherischen und der reformierten Kirche in diese Fragen gar nicht einschlage, dass vielmehr die Erörterung dieser Fragen genau an dem Punkte beginne, wo die Gemeinsamkeit zwischen den Lutheranern und Reformierten aufhört, sehen diese kindlichen Gemüter nicht ein, denn sie haben nur ihre Freude an dem Wort „Union“ und an dessen rhetorischer Ausschmückung – alles andere ist ihnen gleichgültig, ist für sie nicht vorhanden. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, dass es unter den Unionisten nicht Manche, wohl gar Viele, gebe, welche weiter sehen als diese Kindlichen: sie begreifen, dass die Union ein untrügliches Mittel sei, alle Bestimmtheit des christlichen Glaubens und Lebens aufzulösen, mithin die Kirche in eine Redeanstalt und Disputiergesellschaft, jedenfalls in ein theologisches Auditorium zu verwandeln, wohin ihr ganzes Streben gerichtet ist; eine Kirche mit feststehendem, unerschütterlichem Bekenntnis, mit einem kräftigen, seelenzwingenden Glaubensinhalt, mit nachdrücklichen Ansprüchen an das wirkliche Leben, ist Gegenstand ihres Widerwillens, für Viele unter ihnen geradezu Gegenstand ihres Hasses. Gerade die Frage übrigens, welche in den neueren Erörterungen über die Kirche bereits in den Vordergrund zu treten beginnt, nach der Universalität der Kirche, und von welcher den Worten nach die Unionisten gleichfalls ausgehen, ist ihnen in der Sache ganz besonders widerlich, ja genau genommen völlig unfassbar; man unierte in Nassau und Hanau, in der Pfalz, in Baden und Preußen, in Anhalt und Waldeck, und bringt es nicht weiter, will es auch nicht weiter bringen, als zu Separatkirchlein mit wenig Bekenntnis aber mit viel Disput, mit wenig geistlichem Leben aber mit viel weltlichem Regieren, mit wenig Kraft aber mit viel Phrasen. Dass die Union eine universelle Kirche nicht nur nicht herstellen, sondern unmöglich auch nur anbahnen könne, beweist

dem, welcher an Tatsachen zu lernen sich gewöhnt hat, schon der Umstand, dass die Unionen sich in gleicher Weise ausschließend und abstoßend gegen Lutheraner wie gegen wirklich Reformierte verhalten, also die Spaltung der (S.54) Kirche nur um ein Glied vermehren; aber versuche es doch einer, nur die Schweizer, geschweige denn die Holländer, oder vollends gar die schottischen Independenten für die Union zu gewinnen! Doch, das will man wohl auch eigentlich nicht, sondern gerade das Gegenteil: das Kirchenbewusstsein abschwächen, wo tunlich nullifizieren, die Gesamtkirche, wo noch Spuren derselben vorhanden sind, sprengen, die künftige Bildung einer wahren Gesamtkirche als eines Institutes Christi des Herrn durch Aufrichtung zahlreicher Kirchlein menschlicher Willkür verhindern, das will die Union, das wollen die Rhetoriker. Sage man doch nicht: „die Rhetoriker wollen das alles eigentlich nicht, sie sehen nur nicht ein, dass es die notwendige Folge ihres Redens ist“. Es gehört mehr Kurzsichtigkeit und geistige Stumpfheit als ich den Mitgliedern der preußischen Generalsynode von 1846 zuschreiben darf, dazu, nicht zu begreifen, dass mit dem damals versuchten neuen Generalbekenntnis und mit der General-Ordinationsformel jener Synode dieselbe sich ganz und gar auf den Boden der Deutschkatholiken stellte, welche die Erfahrungen der Kirche aus deren Geschichte auszulöschen und den Wachstum an Erfahrungen als unmöglich zu leugnen unternahmen. Und haben wir nicht noch in neuester Zeit eine der bezeichnendsten Phrasen der theologischen Rhetorik gehört, dahin lautend „es gelte jetzt, den Lutheranern die Augsburgische Confession aus den Händen zu winden“? Und nun gar – damit doch ein Name genannt werde – nun gar **Bunsen**, Bunsen, der Rhetoriker par excellence? Er hat doch deutlich genug gesagt, dass die Auflösung der Kirche Ziel seiner unionistischen Reden sei. Es ist nur gut, dass Bunsen eben ein Rhetoriker und nichts weiter ist; zwar liebäugelt er reichlich mit der Dialektik und sogar mit dem Quadrium, doch wird er dahin nicht vorrücken, weil es ihm dazu an aller Befähigung zu mangeln scheint. Er wird bleiben was er ist: Primus in Rhetorica.

Aus dem Bisherigen schon ergibt sich, dass die Rhetoriker nicht nur ein Mehr an Erfahrungen von der Kirche, als bis dahin vorhanden ist, anzuerkennen und anzunehmen nicht geneigt sind, sondern dass sie auch die Kirche wie sie jetzt beschaffen und in ziemlichem Umfange zu neuem Leben erwacht ist, mit ungünstigem, ja feindseligem Auge betrachten. ja teilweise mit bitterem Hasse verfolgen. Es wird jetzt mit Entschiedenheit und Energie geltend gemacht, dass (S.55) in der Kirche Tatsachen vorhanden sind und sich vollziehen, welche jeder Auflösung und Umkleidung in Worte unbedingten Widerstand entgegensetzen. Das aber ist es, was die Theologie der Rhetorik unter allen Umständen unerträglich findet. Dass der heilige Geist in der Kirche wesentlich vorhanden ist, durch Wort und Sakrament nicht allein wirkt, sondern durch Wort und Sakrament gegeben wird – schon dieser Satz, welcher sich in der Kirche von selbst verstehen sollte, bleibt von der rhetorischen Theologie nicht unangefochten, und wenn sie denselben auch bekennt, so glaubt sie doch nicht daran. Die Nachgiebigeren unter den Rhe-

torikern geben zu, dass der heilige Geist durch Wort und Sakrament wirke, leugnen aber, dass er durch Wort und Sakrament gegeben werde; die Nachgiebigsten bekennen auch dieses Letztere, glauben aber so wenig daran, wie jene daran glauben, dass der heilige Geist durch Wort und Sakrament wirke; für Beide ist der heilige Geist nur eine Formel, um gewisse Erscheinungen im menschlichen Gemüte, eigentlich nur Stimmungen der Seele, zu bezeichnen. Zu der Anerkennung des Daseins eines wirklichen Wesens, einer Person, von welcher die Kräfte des ewigen Lebens ausströmen, welche, Selbst Geist, den ihr verwandten menschlichen Geist erst zu seinem wahren Leben als Geist erweckt, durch welche allein wir es vermögen, kräftig und erhörlich zu beten, welche, Urheberin dieses unseres Gebetes, auch auf unser Gebet hin kommt, wann und wohin sie gerufen wird, welche die Gemeinschaft der Heiligen bewirkt, und zugleich die sichtbare Kirche mit ihrer pädagogischen Aufgabe in Tätigkeit und Wirksamkeit erhält – das alles sind Dinge, denen die rhetorische Theologie objektive Wirklichkeit nicht zugestehet; es sind ihr das alles ein für allemal Redensarten, mehr oder minder passende Formeln. Dass wir Andern nicht allein an einen heiligen Geist glauben – etwa wie an einen Fernen, Jenseitigen – sondern von dem heiligen Geist wissen, als einem Nahen, Diesseitigen, Gegenwärtigen, und ihn kennen als den persönlichen Tröster und Lebendigmacher – das halten die Rhetoriker für Täuschungen, wenigstens für Selbsttäuschungen, für Einbildungen und Extravaganzen. Die Rhetoriker bekennen vielleicht den heiligen Geist als eine **Person**, halten sich aber mit diesem Bekenntnis auf das Vor- (S.56) sichtigste stets in dem Gebiete der Abstraktion, wozu ihnen die in der Philosophie und Theologie während der letzten Jahrzehnte statt gefundenen Verarbeitung des freilich an sich abstrakten Begriffes „Person“ die willkommenste Veranlassung darbietet; der heil. Geist ist ihnen jedenfalls eine **fremde** Person. Aber „Person“ ist ihnen eigentlich nur eine Phrase, hinter welche sie sich verstecken; in der Wirklichkeit ist ihnen der h. Geist nur eine Stimmung, ein Gefühl, eine „Regung in geschaffenen Kreaturen“. Dass der heilige Geist die Kirche erfülle, die Kirche erst zur Kirche mache, und zwar nur dadurch erfülle und zur Kirche mache, dass und weil er ein Lebendiger und Lebendigmachender, ein Schöpfer und Herr ist, das gestehen sie nicht einmal gern den Worten nach zu; dass ohne diese lebendige Gegenwart des Geistes vom Vater und vom Sohne und ohne Sein unabgebrochenes Fortwirken die Kirche notwendig zu einem menschlichen Vereine mit irgend beliebigen Statuten herabsinken müsse – dieser Gedanke, welcher uns ein Gräuel ist, erscheint ihnen nicht sonderlich abschreckend, vielleicht gar annehmlich, vorausgesetzt, dass man sie, die Rhetoriker auf dem Katheder, die besagten Statuten machen und nach Belieben verändern lasse, dass die „Wissenschaft“ als das „die Kirche Belebende“ angesehen werde und gelte – wie wir denn diese letzte Formel unzählige Mal, und zwar im Chorus haben aussprechen hören, auch von Solchen, von welchen Besseres erwartet werden musste. Dagegen ist es den Rhetorikern ein Gräuel, dass der heilige Geist noch heute in der Kirche in aller

Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit mitgeteilt und empfangen wird. Dass ehemals, in alten Zeiten, in jenem *aevo incultiore* Wegscheiders, der h. Geist mitgeteilt und empfangen worden sei, das lassen sie sich, als ein historisches d. h. abgetanes Factum, wiewohl mit einigen Achselzucken, gefallen; eigentlich aber verweisen sie auch dieses angeblich historische Factum in ein X von Zuständen, „in das noch ungeordnete, noch nicht abgeklärte Leben der Urkirche“, und wenn die Herrn aufrichtig sein wollten, oder vielmehr als Rhetoriker sein könnten, so würden sie bekennen müssen, es stehe ihnen die Mitteilung des h. Geistes, zumal die durch Handauflegung bewirkte „*in illo tempore*, da die Tiere schwätzten“ wie unsere Alten sagten. (S.57) Nun aber hat unsere Kirche noch eine Mitteilung des heil. Geistes durch Gebet und Handauflegung, und das ist für die Rhetoriker wenn nicht der Hauptgräuel, doch unter den vielen Hauptgräueln einer der ärgsten Hauptgräuel, der ihnen aus der Theologie der Tatsachen, der ihnen aus der Kirche „der Restauration und Reaktion“ entgegenstarrt. Reden doch Manche von diesen Dingen als von einer „Versteinerung der Kirche“, so dass man annehmen muss, es sei für sie die „Repristination“ dieser Dinge in ganz eigentlichem Sinne ein Gorgonenhaupt. Glücklicher Weise aber ist es keine Repristination, wenigstens nicht in allen Kirchen, dass der h. Geist durch Gebet und Handauflegung mitgeteilt wird, sondern eine aus der Apostelzeit in unabgebrochenem Fortgang bis auf diesen Tag bewahrte und allezeit sich von Neuem vollziehende Tatsache. Zu diesen glücklichen Landeskirchen ist denn auch die Kirche in Hessen zu rechnen. Ihre Kirchenordnungen (die von 1539, von 1566, von 1573 und von 1657, letztere für die s. g. reformierte niederhessische Kirche gültig) enthalten Vorschriften über die durch Gebet und Handauflegung zu verrichtende Konfirmation, und verordnen für den Act der Handauflegung die Formel: „Nimm hin den heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hülfe zu allen Guten, von der gnädigen Hand Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“. Und mit dieser Formel ist die Konfirmation mittelst Handauflegung wenigstens seit dem Jahre 1539 vollzogen worden und wird noch heute so vollzogen. Nun fragt es sich: ist diese Formel „Nimm hin den heiligen Geist“ eine Phrase? oder ist dieselbe die Bezeichnung einer in dem Moment wo sie gesprochen wird eintretenden Tatsache? – Die Rhetoriker sind keinen Augenblick in Verlegenheit: es ist eine „Ausdrucksweise“, sagen sie, eine Formel, und weiter nichts, ein „Anwünschen“ irgend welcher guter Vorsätze, Gesinnungen, Stimmungen, und die Handauflegung ist nichts anderes als eine Zeremonie, eine gewissermaßen unwillkürliche Handbewegung, eine Art von rhetorischem Gestus, mit welchem ich das Subjekt, welchem ich mein X anwünsche, nur demonstriere. Mit einem Worte: der konfirmierende, handauflegende und den heiligen Geist mitteilende Pastor ist – ein Rhetor. Sie gestehen ja zu, dass die Pfarrer, welche (S.58) solche Vorschriften, wie die eben genannten, in ihren Kirchenordnungen (und, wie in Hessen, im wirklichen Kirchengebrauche) vorfinden, eine „äußerliche Berechtigung“ besitzen; sich dieser Formel zu bedienen und diesen Act zu vollziehen, aber

wohlgemerkt, nur eine **Berechtigung**, und zwar eine **äußerliche** – mögen sie doch immer jener leeren Redensart sich bedienen, jene öde Zeremonie vollziehen! von einer innerlichen, sachlichen Berechtigung, von einem Mandat, den h. Geist wirklich empfangen zu lassen, von einer Verpflichtung, den h. Geist den Getauften mitzuteilen, dürfen sie jedoch nicht reden. Dies ist nun wiederum uns ein Gräuel, und, die wir nicht allein unsere alten Kirchenordnungen achten und ehren, und der Überzeugung leben, dass sie uns überall in das wirkliche kirchliche Leben einführen, niemals und nirgends aber zu nichtigen Zeremonien und machtlosen Wünschen, niemals und nirgends zu hohlen Formeln und bedeutungslosen Redensarten anweisen; es ist uns das ein Gräuel, nicht allein um der Vorschriften unserer Kirchenordnungen willen, auch nicht darum allein, weil diese Kirchenordnungen sich mit eben diesen Vorschriften auf die „prophetische und apostolische Kirche“ (wie eben die hessische K.-O. von 1566) berufen, sondern weil wir die Mitteilung des h. Geistes durch die „Handauflegung aus der Schrift kennen, und es für **gottlos** halten, in der Schrift irgendwo bloße Redensarten und Zeremonien finden zu wollen, weil wir die Mitteilung des h. Geistes als aus dem Leben des Herrn im Fleische und aus dem Leben der Apostel direkt auf uns fortgeerbt wissen, und endlich weil wir wissen und erfahren haben, dass wir, wir selbst, in der Konfirmation, wir Geistliche noch dazu in der Ordination, den h. Geist **wirklich empfangen**, dass wir den h. Geist, wenn wir ihn nach Ordnung der Kirche mitzuteilen haben, **wirklich mitgeteilt** haben.

Da bleibt den Rhetorikern nur Zweierlei übrig. Entweder sie sagen uns: „Das ist alles Selbsttäuschung, mit der ihr euch verfabelt, bis ihr ganz und gar vom Verstande kommt“, und so reden die Gemäßigteren unter den Rhetorikern, welche indes nur darum die Gemäßigteren sind, weil sie ganz einfach und treuherzig ihre leeren Worte für das einzige halten, was in der Welt vorhanden sei. Oder sie sagen: „ihr seid Heuchler und Betrüger, und geht auf Knechtung der Menschen durch Hierarchie (welche allezeit (S.59) nur Betrug und Despotismus gewesen ist) aus, und das, was ihr da vorbringt, ist nichts als ein hierarchisches Kunststück“. Die Ersteren meinen in ihrer Einfältigkeit, „von jener Wirklichkeit sage ihnen ja die Wissenschaft nichts,“ und das ist richtig, denn die Wissenschaft wie sie jetzt ist, oder vielmehr das, was man jetzt Wissenschaft nennt, weiß in der Tat von der Wirklichkeit des kirchlichen Lebens wenig, von der Wirklichkeit, von welcher hier die Rede ist, gar nichts. Bei vielen von diesen guten Leuten ist es schon so weit gekommen, dass sie das Leben zwischen Büchern und auf dem Katheder für das rechte Leben, das s. g. wirkliche Leben für das Scheinleben halten, was man denn freilich nicht für **bloß einfältig** erklären kann. Die Andern sind weniger kurzsichtig und beschränkt: sie ahnen, dass etwas mehr als Selbsttäuschung und Selbstverfabelung hinter diesen Dingen stecke, und dass auf unserer Seite nichts weniger als Unverstand das Regiment führe. Aber sie besitzen dafür eine andere lebenswürdige Eigenschaft, welche sie mit einer auf dem politischen und sozialen Gebiete sehr weit verbreiteten Richtung, mit dem sogenannten Libera-

lismus unmittelbar gemein haben. Die Leute dieser Richtung, völlig unfähig zu produzieren, vermögen auf durchaus keinem andern Wege tätig zu sein, als auf dem des **künstlichen Machens**, der Erreichung von Parteizwecken durch Partei-mittel, der Cliques, der Intrigen. Weil sie nun selbst zeugungsunfähig sind, haben sie auch keinen Begriff von Zeugungsfähigkeit – höchstens eine dunkle, ihren bitteren Neid und tiefsten Ärger aufregende Ahnung davon – und meinen also, alles was Andere, und eben die aus dem Brunnen des wirklichen, ewigen göttlichen Lebens Hervorsteigenden, tun und wirken, sei eben auch nichts anderes, als Tendenzwirken, Parteitreiben, künstliches Machen, Intrige und Hinterlist. Das trifft nun eben auch auf die klügere (spitzigere, feinere) Klasse der Rhetoriker direkt zu, und wir unserer Seits finden es übrigens ganz begreiflich, dass sie die Sachen so ansehen. Sie **sind** eben nicht anders, wie können sie anders denken als sie sind? Sie haben sich selbst in die Klasse der Produktionsunfähigen gestellt, wie sollten sie im Stande sein oder nur Verlangen tragen, außerhalb des Kreises ihr Anschauungen sich bewegen zu lassen? (S.60) Es ist allerdings nicht tief genug zu beklagen, dass in so vielen evangelischen Territorien die tote Orthodoxie, der Pietismus und der Unglaube stark genug gewesen sind, die Realität der Mitteilung des h. Geistes samt der Handauflegung in Vergessenheit zu bringen, so dass jetzt die Konfirmation in nur allzu ausgedehnten kirchlichen Kreisen nichts weiter ist, als eine „väterliche Ermahnung“ d. h. eine Rede des Pastors an die Kinder welche um den Altar stehen, wobei denn oft noch die Austeilung von Konfirmandenzeugnissen und Denksprüchen eine sentimentale Rolle spielt; nicht tief genug ist es zu beklagen, dass sogar die Ordination in manchen Landeskirchen ganz fallen gelassen (und zum Teil erst in neuester Zeit wieder zur Hand genommen) worden ist. Wenn aus solchen der subjektiven Verweltlichung anheim gefallenen Kreisen ein Laut des Staunens über unsern Glauben an die wirkliche Mitteilung des h. Geistes durch Handauflegung vernommen wird, so kann uns das zunächst nicht wundern, was aber verlangt werden kann, ist das, dass solche Kreise der Verweltlichung und des beginnenden Heidentums uns nicht zumuten, ihre Pfade zu wandeln, dass sie uns nicht an ihrem krummen Maßstabe messen. Wir haben keinen Beruf, ihnen unser kirchliches Leben als Maßstab für ihre armselige Verkommenheit aufzudrängen – mögen sie doch im Heidentum versumpfen, wenn sie es nicht besser haben wollen und auf unser Zeugnis nicht hören mögen – aber wenn sie uns ihre Jämmerlichkeiten als Norm der Kirche aufjochen wollen, so sollen sie an uns, zwar nicht ihren Mann, denn des wollen wir uns nicht rühmen, aber sie sollen an und bei uns gewiss und wahrhaftig **unsern Gott** finden.

Dass die Handauflegung ein Sakrament nicht sei d. h. der h. Taufe und dem h. Abendmahl nicht gleich stehe, wissen wir recht wohl mit samt der ganzen evangelischen Kirche (und selbst die katholische Kirche bindet ja die Seligkeit nicht an die Firmung), aber dass die Handauflegung nicht zum kirchlichen Leben gehöre, davon könnte uns nur Der überzeugen, welcher uns beweisen könnte, dass

wir nicht etwa nur das ganze kirchliche Leben seit achtzehn Jahrhunderten, sondern die heilige Schrift alten und neuen Testaments selbst durchaus und ohne Weiteres verwerfen müssten. (S.61) Mich wenigstens wird niemand überreden, dass die Handauflegung des alten Testaments 2 B. Mosis 29.3 B. M. 8, und besonders die 3 B. Mosis 16,21 angeordnete, eine leere Zeremonie gewesen sei. Es sollten durch die Handauflegung Aarons auf das Haupt des dem Asasel zuzuweisenden Bockes alle Sünden auf das Haupt dieses Tieres bekannt, auf dieses Haupt gelegt werden, also dass der Bock alle Missetat mit oder auf sich in die Wildnis trage. Obwohl dies nur ein Schatten der zukünftigen Güter ist, so legte doch der Hohepriester auf des Bockes Haupt nicht leere Worte und Formeln, also dass das Volk Israel sich nur hätte einbilden müssen, seine Sünden wären hinweggenommen. Der Hohepriester legte auf jenes Haupt die wirklichen Sünden des Volkes, in aller Realität, und es ist in dieser dem Hohenpriester befohlenen Handlung die ihm zugewiesene Macht, die Sünde nebst dem Fluch nach dem Sühnopfer auf ein Opfertier anderer Art zu übertragen, zweifellos anzuerkennen. Ich glaube auch an das alte Testament, im Ganzen und Einzelnen, und mache damit den vollsten Ernst.

Eben so ist im neuen Testament die Handauflegung eine **Machtverleihung** welche der Herr den Aposteln gewährt (Marc. 16,18) und wird als solche von den Aposteln ausgeübt; sie ist eine Machtausübung, **mittels derselben** (*dia tes epithiseos ton cheiron* Apgsch. 8, 17-19) der heilige Geist mit seinen Charismen ausgeteilt wurde, nachdem der Herr Selbst den Fluch der Sünde auf Sich genommen hatte. Vgl. Apostelgesch. 9,12.17. 19, 6. Die Handauflegung zur Mitteilung des heiligen Geistes gehört nach Hebr. 6,2 zu den **Anfängen** der christlichen Lehre (*ho tes arches tou christou logos*), zu den **Grundlagen** (*themeliois*) derselben, und so wurde sie denn auch, da der Herr diese Machtverleihung gewährt hatte, von den Aposteln fortgepflanzt 1 Tim. 4,14. 2 Tim. 1,6. 1 Tim. 5,22. Apgsch. 9,12.17. 13,3 u. a. St. Wenn das **Phrasen** sind, und nicht der **wirkliche** heilige Geist mitgeteilt, sondern nur irgend etwas „Gutes“ den mit der Handauflegung Versehenen zugedacht und zugewinkt wurde, dann ist das ganze neue Testament eine einzige lange Redensart, ein Buch voll Täuschungen und Gaukeleien. (S.62) Und wenn diese Gabe, durch die Handauflegung den h. Geist mitzuteilen, sich nicht fortgepflanzt hat, wenn sie sich nicht weiter erstreckt hat als auf diejenigen, welchen Timotheus die Hände aufgelegt hatte und mit denselben unwiderherstellbar ausstarb – dann ist die ganze Berufung der Kirche auf das neue Testament nichts als eine Posse. Denn wer gibt mir ein Recht, die Lehre des N. T. fortzupflanzen, die Gaben aber von dieser Fortpflanzung auszuschließen, während Beide im N. T. in ganz gleicher Reihe aufgeführt werden?

Nein, wir schließen sie nicht aus, diese Gaben; wir besitzen diese Machtübung noch jetzt in unserer Kirche, und wollen und werden sie gegen Welt und Teufel behaupten. Wir wissen aber, dass es eben eine Machtübung ist, und werden sie deshalb, der Warnung des Apostels eingedenk (1 Tim. 5,22), vorsichtig gebrau-

chen; wir wissen auch, dass, weil diese Gabe eine Machtausübung ist, der heilige Geist nicht etwa durch sie **allein** komme. Wir wissen übrigens auch, und die armselige Rhetorik braucht uns daran nicht zu erinnern, dass der heilige Geist nicht etwas Stoffartiges sei, welches uns etwa wie ein elektrisches Fluidum durch die Finger fährt; wer mit solchen Albernheiten uns anzugreifen meint, ist nicht besser, als der klägliche Geselle, welcher gegen die Mitteilung des wahren Leibes Christi im Sakrament des Altars den kindischen Trumpf ausspielt: „es solle doch das Sakrament nicht zur Bauchspeise dienen!“ Solche Leute gehören auf die Schulbank, aber nicht in das Lehramt.

Endlich aber wissen wir auch, dass wir, um jene Machtausübung zu vollziehen, den heiligen Geist selbst besitzen müssen. Wir sind in diesem Falle keine Sakramentsspender, von deren Würdigkeit oder Unwürdigkeit die Wirksamkeit unserer Handlung nicht abhängt; der heilige Geist ist diesmal nicht, wie in der h. Taufe, an das Element und an das Wort (der Einsetzung) hingegeben, oder, wenn man so will, gebunden, sondern mit unserm Geist verbunden, und geht durch die Organe des Geistes, die Seele und den Leib, über auf den Geist des Andern. Es ist diesmal unser Ich in der — allerpersönlichsten Weise bei der Mitteilung des h. Geistes durch die Handauflegung beteiligt, und es mag also der Lehrstand, es mag jedes einzelne Glied des Lehrstandes, wohl zusehen was er (S.63) tut, wenn er die Handauflegung vornimmt. Wir wollen das Schreckliche nur andeuten, was hier im Hintergrunde drohen kann, das Schreckliche, was wir kaum auszusprechen wagen, aber hier aussprechen müssen, weil es gilt, dem Lehrstand seine volle Macht, aber auch die korrespondierende volle Verantwortung vorzulegen: wer leichtfertig die Hände auflegt, und leichtfertig, ohne stetes inneres Flehen, die Worte spricht: „Nimm hin den heiligen Geist“, der ist auf dem geraden Wege zur Sünde wider den heiligen Geist. Wir wollen nur andeuten; die einzelnen Stationen dieses Weges des Entsetzens möge ein Jeder, dem es ein Ernst ist um sein Amt, selbst finden und sich vorhalten.

Daraus folgt nun weiter, dass wir denen, welchen wir den h. Geist durch Handauflegung mitteilen wollen, den h. Geist nicht wie durch das Sakrament der Taufe den neugeborenen Kindern überantworten können, – welche letztere den h. Geist empfangen, wiewohl sie in dem Augenblick ein Bewusstsein von Gottes Gnadengabe nach menschlicher Weise nicht haben, so wenig wie die Kinder, welche der Herr gesegnet hat – sondern dass wir ihnen vorher die Richtung des Willens mitteilen müssen, den heiligen Geist zu empfangen, d. h. dass wir ihre Organe, ihre Seelen und damit ihren Geist, zu öffnen haben, damit sie nach dem h. Geist verlangen, und Ihn aufnehmen können. Dazu soll nun vor allem diejenige Unterweisung dienen, welche wir wenig passend den Konfirmandenunterrichte nennen, wie denn, diesem unangemessenen Ausdruck gemäß, diese Unterweisung leider fast überall den Charakter einer ganz untergeordneten Schulmäßigkeit angenommen hat. Die **Kenntnisse** als solche müssen im Konfirmandenunterricht aus der Elementarschule vorausgesetzt werden, und es ist in diesem

Punkte dem christlichen Lehramt nur rücksichtslose Strenge dringend anzuempfehlen; im Konfirmandenunterricht sollen diese Kenntnisse lebendig gemacht, es soll die Sehnsucht der Kinder, sich den Herrn Christus im Sakrament, sich den heiligen Geist mitteilen zu lassen, es soll ihr freudiger Wille erweckt werden, sich in den Gehorsam der Kirche zu begeben. Das kann allerdings nicht erreicht werden – soll auch nicht angestrebt werden – dem Herrn Christus in allen Konfirmandenkinder sofort eine Gestalt zu geben; aber an der Person und Lehre ihres Hirten sollen sie sehen, dass **Christus (S.64) wirklich eine Gestalt hat**, dass Er gegenwärtig ist; Er soll den Kindern gezeigt, nicht soll von Ihm viel gelehrt werden, was die Kinder noch nicht wüssten. Kurz gesagt, die Aufgabe des Hirten im Konfirmandenunterricht ist nicht die, **Bekehrte** aus demselben hervorgehen zu lassen, denn dazu gehören zwei oder drei Vorstufen, welche in dem Lebensalter in welchem die Konfirmandenkinder stehen, noch nicht überschritten sein **können**; wohl aber ist es die Aufgabe, aus den Berufenen Erweckte und **Erleuchtete** zu machen. Das ist freilich auch ein Kapitel, welches wie kaum ein anderes, der Rhetorik anheim gefallen ist, das Kapitel von dem Unterschied der Berufung, Erweckung, Erleuchtung und Bekehrung; wie oft hat man nicht bloß Erweckte für bekehrt, Bekehrte bloß für erweckt gehalten! wie verwirrt rhetorisch ist hier sogar bei den Besten selbst der Sprachgebrauch! Gar viele unter ihnen scheinen kaum zu wissen, was Erleuchtung ist, geschweige dass sie dieselbe von der Berufung und Entwicklung zu unterscheiden wüssten. Haben wir doch erleben müssen, dass die Sinnesänderung, welche in Heinrich Heine vorgegangen war, nicht etwa nur in dem allgemeinen Sinne, in welchem Bekehrung alttestamentlich wohl gebraucht wird, sondern im eigentlichen Sinne eine Bekehrung genannt worden ist, während dieselbe durchaus nichts anders war, als der Stand der wirksam gewordenen Berufung. Hier hat vor allem das akademische Lehramt, wenn es nicht in schmähhchster Weise der Rhetorik dienen will, sehr ernste Pflichten zu erfüllen: diese Stadien müssen in genauester Kennzeichnung, nicht in Abstraktionen sondern in Lebensgestalten, den Jüngern der Theologie wieder gezeigt, die leeren Formeln müssen wieder ausgefüllt werden mit dem Stoffe des Heilslebens. Geschieht das nicht, so behaupte ich: es kann kein junger Theolog für den es nicht geschehen ist, auch nur den s. g. Konfirmandenunterricht erteilen, geschweige denn eine Gemeinde regieren.

Dass nun die rhetorische Theologie von der Handauflegung gar nichts, von der Mitteilung des h. Geistes wenig, d. h. nur die Reminiszenz an längst abgetane Ereignisse, weiß und besitzt, könnte man ihr, die in der ärgsten Öde des kirchlichen Lebens aufgewachsen ist, noch allenfalls einstweilen nachsehen. Was aber bei Weitem schlimmer ist, ist das, dass sie nicht einmal vom (S.65) Gebete etwas Rechtes weiß, zumal aber nichts von dem Gebete, welches in der Gemeinde die erste Stelle einnimmt: von dem Gebete **um den heiligen Geist**. Schon das Bitten um den h. Geist ist der Rhetorik etwas Unbehagliches; weit unbehaglicher das Bitten um den heiligen Geist **für einen Andern**; unerträglich aber das **wirksame**

Gebet um den h. Geist für einen Andern. Und doch ist dieses Letztere eine unerlässliche Forderung, welche an die Kirche und vor Allem an das Lehramt gestellt wird, eine Forderung, welche übrigens mit der so eben besprochenen Handauflegung unmittelbar verbunden ist. Freilich noch in vielen andern Fällen, aber besonders bei der durch Handauflegung vollzogenen Konfirmation handelt es sich um ein für die Kinder **wirksames** Gebet um den h. Geist, nicht um ein Gebet überhaupt, also nicht um ein möglicherweise auch unwirksames möglicherweise auch zweifelndes, möglicherweise auch in leeren Worten bestehendes, mithin unerhörliches und vergebliches Gebet, vielmehr um ein Gebet durch welches, eben weil es wirksam ist, der heilige Geist dem Kinde verliehen wird. Konfirmator und Gemeinde sollen **wirksam** für die Kinder um den heiligen Geist beten, und darum sollen sie, soll vor allem der Konfirmator, selbst des heiligen Geistes voll sein, welcher **allein** der Geist des Gebetes ist, welcher allein das Gebet in uns wirkt und kräftig macht, welcher durch dasselbe sich selbst mitteilt und seine Gaben ohne Verzug, unverkürzt und in aller Mächtigkeit und Kräftigkeit zur Gewinnung des ewigen Lebens auf diejenigen ausgießt, für welche aus seiner Kraft heraus Fürbitte geschieht. Dieses nach den Vorschriften fast aller Kirchenordnungen für alle zu konfirmierenden Kinder insgesamt zu sprechende Gebet wird nun in feiner Wirksamkeit durch die Handauflegung jedem einzelnen Kinde besonders zugeeignet (*Anm.: Diese Zueignung habe ich sonst einmal das Siegel eines für das Kind wirksamen Gebetes um den heiligen Geist genannt. Und das habe ich mit vollem Recht und Fug nach Maßgabe und nach den Worten unserer Kirchenordnung getan. Denn so sagt die Kirchenordnung von 1566 (S.152b): „Und wie du uns zugesagt hast, was wir dich im Namen deines lieben Sohnes bitten, das wöllest du uns geben, So verleihe auch jnen welchen wir itzt in deinem Namen die Hend ufflegen, und sie damit deiner gnedigen handt, und deines heiligen Geystes, des Geystes aller sterck und hilff, zu rechtem Christlichen leben vertrösten, das sie nicht zweifeln, du wöllest alwege ob jnen halten, mit deiner Göttlichen handt, sie zu schützen vor allem argen usw.“ Und die Kirchenordnungen von 1573 und 1657 (wo das Gebet, weniger richtig als 1566, erst nach der Konfirmationshandlung zu sprechen verordnet wird, während es nach der KO. von 1566 derselben vorhergehen soll) sagen in der Gebetsvermahnung: „Geliebten im Herrn, ihr habt gehört, wie diese Kinder den waren Christlichen Glauben öffentlich bekant, darbey die zeit ihres lebens bestendiglich zu bleiben, Gott und seiner lieben Kirche und Gemeine allen schuldigen Gehorsam zu leisten sich verpflichtet haben, daraus ihnen auch mit aufflegung der Hände der Gnade und Beystandts des heiligen Geystes Vertröstung und Zusage geschehen ist“; im Gebete aber wörtlich wie 1566, nur dass, der veränderten Anordnung gemäß, es heißt: „ – in deinem Namen die Hände aufgeleget, und sie damit deiner gnädigen Hand und deines heiligen Geistes – vertröstet haben“. Diese Vertröstung und Zusage des heiligen Geistes, als welche wir die Handauflegung anzusehen durch unsere Kirchenordnung angewiesen sind, habe ich als eine gewisse, unzweifel-*

hafte, bleibende (weil sie eine göttliche ist: „welchen wir jetzt in deinem Namen die Hand auflegen“) ein Siegel des für die Kinder wirksamen Gebetes um den heiligen Geist genannt, und, ich wiederhole es, mit der vollsten Berechtigung und der vollsten Klarheit des Ausdrucks genannt.) (S.66)

Die Rhetorik aber meint, es könne die Handauflegung auch zu einem andern, als einem **wirksamen** Gebete hinzutreten, es könne ein anderes, als ein **wirksames** Gebet einem Individuum zugeeignet werden. Und das muss sie wohl meinen, denn ihr ist die Handauflegung nichts Anderes, als die ein gewisses **Zudenken** und **Anwünschen** begleitende Handbewegung, das Gebet also eben jenes Zudenken und Anwünschen, dessen Erfolg nicht allein lediglich dahin gestellt bleibt, wie bei allem menschlichen Zudenken und Anwünschen, sondern welches eben an und für sich und durch sich selbst, weil es ein bloßes Denken und Wünschen ist, einen Erfolg, eine Wirksamkeit gar nicht hat noch haben soll. Dass die Gemeinde und der Pfarrer **wirksam** um den h. Geist, zumal für die zu konfirmierenden Kinder, bitten sollen, dass der Pfarrer selbst den heiligen Geist besitzen, des heiligen Geistes voll sein müsse, wenn er wirksam um den heiligen Geist für die Kinder bitten wolle, das ist der theologischen Rhetorik „ein Gewebe von höchst ungeschickten und irrigen Ausdrücken oder Vorstellungen“, ja es ist vorgekommen, dass die Erhörlichkeit eines solchen Gebetes nicht allein von Rhetorikern ex professo, sondern auch von Solchen, welche für rechtgläubig, für kirchlich gegolten haben, und denen man jedenfalls Besseres zutrauen durfte, rundweg geleugnet worden ist. Also weiß die theologische Rhetorik nicht, dass der heilige (S.67) Geist, welcher in mir ruft und fleht, durch meinen Geist und meinen Mund anbetet, bittet und fürbittet, dass dieser heilige Geist auf dies mein Flehen, Rufen und Fürbitten, welches Sein Rufen, Sein Flehen, Sein Fürbitten ist, durch die allmächtige Kraft des dreieinigen Gottes dahin geht und kommt, wohin ich ihn rufe? Dass Er zu denen kommt mit Sündenerkenntnis, mit Glauben, mit Trost, mit großer Gewissheit, für welche ich flehe und bitte? – Ja wohl, will ich den heiligen Geist jemanden mitgeteilt wissen, so muss ich selbst den heiligen Geist des Gebets, des zitternden aber getrosten, des in dem Bewusstsein meiner Unwürdigkeit schmerzlichen aber in der Gewissheit der Gottesnähe und Erhöhung seligen Gebetes besitzen. Das weiß Jeder, welcher die Erhörlichkeit einer solchen Fürbitte einmal, nur einmal, erfahren hat; wer diese Erfahrung oft gemacht hat, mithin – was ihm nicht erlassen wird – gleich Jakob dem Patriarchen hat ringen müssen, der weiß das nicht nur, sondern der hat Gott von Angesicht gesehen und seine Seele ist genesen. Vermöge dieser Erfahrung wissen wir denn auch – nicht als Lehre, denn diese kennen wir längst, aber als Erlebnis – dass wir, wir arme kranke schwache Menschen den heiligen Geist nicht senden können, auch nicht zu senden nötig haben, weil Er zuvor von dem Vater und dem Sohne ausgegangen und gesendet worden ist, dass aber der heilige Geist, dieser Gesendete, dieser Wirkliche, Vorhandene, Nahe, Allgegenwärtige wirklich, Tatsächlich und persönlich komme, wann und wohin wir ihn rufen. Dieses Erlebnis, diese

Erfahrung soll jeder Pfarrer nicht einmal, sondern zu ungezählten Malen, jedenfalls aber bei jeder Konfirmation machen. Davon weiß die theologische Rhetorik nichts; sie liest Buchstaben, Worte und Phrasen zusammen; beten kann sie nicht und vom Gebete weiß sie nichts. Sie kann nur zudenken und anwünschen, ungewiss, ob aus diesem Denken und Wünschen etwas wird, oder nichts, oder vielmehr gewiss, dass **nichts** daraus wird; diesem Denken und Wünschen hängt sie aber das Gewand des Gebetes um die magern Achseln. Weiß sie, was sie damit tut, dass sie ihr unsicheres, zweifelndes, nichtiges Denken und Wünschen in die Formen des Gebetes kleidet? Damit führt sie, nicht etwa nur in die einzelnen Seelen, sondern da es sich hier um das Gebet (S.68) der Gemeinde, um das Gebet der ganzen Kirche handelt, in die Gemeinde, in die ganze Kirche, ein **zweifelndes** Gebet als ein berechtigtes ein. Wie weit ist denn nun die theologische Rhetorik noch von der berüchtigten Phrase entfernt: Mon Dieu, s'il y a un Dieu, sauve mon ame, si j'ai une ame? Unter uns aber bleibt es bei dem alten Worte: **Zweifelsgebet, Teufelsgebet!**

Übrigens kommt bei dieser Fürbitte um den heiligen Geist die **Richtung des Willens** dessen, für welchen um den heiligen Geist gebetet wird, abermals in Anschlag, eben so wie in dem vorher erwähnten Konfirmandenunterrichte, nur mit noch schärferem Nachdrucke. Das aber versteht die rhetorische Theologie wieder nicht, weil sie eben vom Gebete nichts versteht. Es muss indes festgehalten und in der Gemeinde zur allerbestimmtesten Erkenntnis und Geltung gebracht werden, dass der, **welcher weiß dass für ihn gebetet wird**, des Resultates der Fürbitte nur dann teilhaftig wird, wenn er alle seine inneren Sinne auf den Inhalt des Gebetes gerichtet hält. Nicht allein Widersprechen und Widerstreben, sondern auch Gleichgültigkeit und Schläffheit, ja schon Leichtsinn und Unachtsamkeit schließen in solchem Falle von der Frucht der Fürbitte, den Gaben des heiligen Geistes aus, und es ist besser, dass ein der Fürbitte Bedürftiger gar nichts von der für ihn zum Himmel auf- und wieder vom Himmel zur Erde absteigenden Fürbitte wisse, als dass er davon wisse, sie sogar mit anhöre, aber die Richtung seines Willens nicht auf das für ihn gesprochene Gebet hin, und zwar nicht bestimmt und unverrückt halte. In letzterem Falle geht nicht allein die Frucht dieses Gebets verloren, sondern es wird auch schwere Sünde begangen (2 Kor. 6,1), eine noch schwerere, als wenn ich in meinem eignen Gebete mit meinen Gedanken abspringe, die Gedanken schwach werden oder fallen lasse und so weiter. Die rechte Richtung des Willens im eigenen Gebete wird, wie allen erfahrenen Seelsorgern bekannt ist, erst nach harter Arbeit und durch lange Übung erreicht; eben so bedarf auch die Richtung des Willens auf die Fürbitte einer, langen und ernstlichen Übung, und diese soll in dem s. g. Konfirmandenunterrichte angestellt und erlangt werden.

So wenig versteht die theologische Rhetorik von dem wirk- (S.69) lichen kirchlichen Leben, so wenig versteht sie von kirchlichen Arten und Ordnungen. Alle Tatsachen des wirklichen Lebens der Kirche werden in Worte, Formeln und

Phrasen umgesetzt, und außer den Formeln und Phrasen hat die rhetorische Theologie nichts. Und mit solcher losen windigen Speise gefüttert gehen die armen Theologie Studierenden als Kandidaten des Pfarramts hinaus in – die Welt, wo es der gnädigen Führung Gottes – die wir in dieser Beziehung nur zu oft Zufall zu nennen uns versucht fühlen – überlassen bleibt, ob sie vielleicht noch etwas Besseres hören, erfahren und erleben, als ihnen vom rhetorisch-theologischen Katheder herab dargeboten worden ist, oder ob sie sich nicht in den Worten und Redensarten und in dem Widerwillen gegen die Tatsachen festsetzen für ihr ganzes Leben, oder – ob sie nicht endlich alles zusammen, wovon sie gehört, aber nichts erlebt haben, vergessen und von sich werfen. Und so gehen sie denn auch – in das Amt.

VI. Sakramente.

Wenn irgendwo in dem Umkreise der Theologie, so muss in der Lehre von den Sakramenten von gewissen, unwandelbaren Tatsachen ausgegangen und zu denselben zurückgekehrt werden nach jedem spekulativen Exkurs, welchen man um der Widersacher willen in dieser Lehre, vielleicht bei jedem einzelnen Punkte derselben, noch zur Zeit vorzunehmen nötig hat und vielleicht noch lange Zeit nötig haben wird. Unverrückbare Tatsachen sind hier das Erste und Letzte, sie sind das Einzige, was Not tut, und gern möchte ich sagen: es muss nicht etwa von ihnen ausgegangen und zu ihnen zurückgekehrt – sondern es muss bei ihnen stehen geblieben werden. Die Gemeinde sammelt sich nur um eine feststehende, unbewegliche Tatsache, und wenn nach einer jetzt wieder allgemeiner gewordenen, auch von der rhetorischen Theologie wenn gleich widerwillig zugestandenem Annahme, das Christentum eben (S.70) dadurch Christentum ist, dass es Tatsache, nicht Lehre ist, nach einer weitem, schon weniger bereitwillig, indes doch zur Not von den Rhetoren wenigstens den Worten nach akzeptierten Annahme das Sakrament „der andere Pol ist, um welchen sich die Schaaren der Gläubigen gleich den Sternenheeren in gleichmäßiger Schwingung bewegen“, so wird das Sakrament nicht anders, als das Christentum selbst, zu dessen Erhaltung dasselbe eingeständlich unentbehrlich ist, aufzufassen sein; sein Wesen wird, wie das des Christentums überhaupt, welches in der Tatsache, dass das Wort Fleisch geworden, besteht Und feststeht, eine Tatsache sein, und zwar eine gewisse und unzweifelhafte Tatsache.

Gewisse, unzweifelhafte, unveränderliche Tatsachen aber sind allein in Gott und Gottes Taten zu suchen und vorhanden; der Wille, die Gedanken des Menschen sind keine Tatsachen und die Taten des Menschen welche aus Menschenwillen und Menschengedanken, aus den beweglichen Menschenseelen und dem Menschensein überhaupt hervorgehen, sind veränderlich. Wollen wir die Gemeinden und in den Gemeinden die Kirche zusammenhalten, so müssen wir vom Sakrament jede Einmischung menschlichen Willens und menschlichen Sinnes, jede

Einmischung menschlicher Gedanken und Tätigkeiten ausscheiden und unbedingt fern halten; wollen wir die Gemeinden und in den Gemeinden die Kirche zerstreuen, so müssen wir das Sakrament mit menschlichem Sinn und Willen, mit menschlichen Tätigkeiten, Gedanken und Empfindungen, wenn auch noch so leise und in noch so kleinen Gaben vermischen. Wer darum auf den Tatsachen im Sakrament fest stehen will, der muss im Sakrament anerkennen, dass Gott in demselben **etwas gibt**, denn in den Gaben Gottes zu unserer Seligkeit vermögen wir allein Gottes Taten zu fassen – es gibt für uns keine andern Taten Gottes als Seine Gaben zu unserer Erlösung von Sünde und Tod. Diesen Gaben Gottes im Sakrament gegenüber haben wir uns, wie auch der Gabe des Wortes gegenüber, lediglich empfangend, nicht in irgend einer Weise mitwirkend, zu verhalten.

So weit sind die Sakramente dem Worte gleich, doch schon (S.71) mit der Ausnahme, dass ich das Wort Gottes zu meinem Worte machen, d. h. dasselbe fortpflanzen, von demselben zeugen kann. Mit dem Sakramente verhält es sich anders; es wird in der Weise wie das Wort, nicht mein Eigentum; es ist weit ausschließlicher eine eigene Tat Gottes, als das Wort. Dazu kommt indes weiter, dass das Wort durch den Geist, von oben, auf den Menschen wirkt; das Sakrament dagegen ist eine leibliche Tat Gottes an dem Menschen: dasselbe wirkt von unten, durch die Leiblichkeit auf die ganze Persönlichkeit des Menschen nach Leib **und** Geist (oder, wie man will, nach Geist, Seele und Leib) zur Erlösung des ganzen Menschen an Geist und Leib. Darum unterscheiden wir zwischen Wort und Sakrament, zwischen der unzweifelhaften Tatsache der Wortverkündigung und Wortwirksamkeit und der gleich unzweifelhaften Tatsache des Sakraments und der Sakramentswirksamkeit.

Diese nicht bloß graduelle sondern spezifische Verschiedenheit des Sakraments vom Worte, diese leibliche Tat Gottes, welcher wir in gleich unbedingter Weise Objektivität, Gewissheit und Unwandelbarkeit zuschreiben, wie der Tat des Wortes, ist schon längst denen welche aus der weltlichen Weisheit herkommen, ein Anstoß gewesen, und an diesem Anstoße hat sich der erste Keim unserer rhetorischen Theologie entwickelt. Das Wort Gottes ist den Worten der Menschen äußerlich ähnlich, also werden die, in welchen der Reiz vorhanden ist, Gott zu versuchen, von ihrer Augenlust gelockt, das Wort Gottes dem Menschenwort auch innerlich ähnlich zu fassen: als ein Wort ohne Tat; derselbe Reiz setzt sich nun auch fort, dem Sakrament gegenüber, und da in dem Sakrament **auch** das Wort vorhanden ist, so wird der weitere Versuch gemacht, vom Worte aus dem Sakramente mit der Augenlust nahe zu kommen, der Versuch, auch das Sakrament in das Wort umzusetzen und das somit rein ausgeschmolzene der Leiblichkeit entkleidete sakramentliche Wort vielleicht zuletzt der gleichen Behandlung zu unterziehen, der sich das Wort an sich hat unterziehen müssen. Dieser Versuch muss so lange scheitern, als die Leiblichkeit der Tat Gottes noch feststeht; darum gilt das Streben der menschlichen Augenlust vor allem der Entfernung der göttlichen (S.72) Leiblichkeit aus dem Sakrament, d. h. der Entkleidung der geheim-

nisvollen Tat Gottes wo nicht ihres ganzen Geheimnisses, doch des größten Teiles desselben. Wir Andern versuchen uns nicht an dieser Tat Gottes, sondern lassen sie unangerührt, unerklärt, ihres Geheimnisses unentkleidet als Tatsache stehen und ordnen uns derselben, wie sie vor uns steht, unbedingt unter, des Glaubens, dass die Taten Gottes, sollen sie zu unserer Seligkeit dienen, angenommen werden müssen, so wie sie gegeben werden, und schon der Versuch einer Erklärung der geheimnisreichen Taten Gottes, in sofern Er selbst durch Sein Wort uns das Geheimnis nicht zum Voraus aufgeschlossen hat, bereits eine Einmischung menschlicher Gedanken und Tätigkeiten in die Tat Gottes enthalte, welche Einmischung wir von vorn herein als unzulässig und die Kirche notwendig zerstreudend abgewiesen haben.

Sind uns nun die Sakramente in diesem Sinne Taten, in diesem Sinne Gaben Gottes, dann können sie nicht Symbole und Bilder anderer Taten und Gaben Gottes sein, denn Bilder und Symbole sind nicht Taten, sondern höchstens Verheißungen; viel weniger sind sie Versicherungen vorangegangener, mitfolgender oder nachfolgender Taten Gottes; in diesem Fall würde ganz augenscheinlich, im ersten mehr versteckt, der Unterschied zwischen Wort und Sakrament aufgehoben, das Sakrament in das Wort umgekleidet, dem Sakrament seine Eigenschaft als leibliche Tat Gottes entzogen. Das Sakrament würde sogar in diesem Falle aufhören, eine Tat Gottes zu sein: es würde wohl nur noch eine menschliche Tat sein können, an welche dann Gott durch Sein Wort gewisse Taten Seiner erlösenden Barmherzigkeit gebunden hätte, und könnte allerhöchstens, wenn schon nicht ganz konsequent, nur noch von einem graduellen Unterschiede zwischen Wort und Sakrament die Rede sein. Am allerwenigsten darf die Begreiflichkeit oder Unbegreiflichkeit der göttlichen Tat im Sakramente – der leiblichen Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl – zum Maßstabe unserer Unterordnung unter die göttlichen Tatsachen gemacht, und auf diese Weise erst, vermöge der angenommenen Unbegreiflichkeit, die Eigenschaft des Sakraments als eines Symbols oder einer Versicherung gefunden, oder dieser Fund durch jene Annahme (S.73) gestützt werden. Hiermit wird von menschlichen Gedanken unmittelbar eingegriffen in Gottes Tat, es werden Menschengedanken über Gottes Taten, es wird der Mensch über Gott erhoben, eben so wie damit, dass ich etwa den Weg Gottes durch die Leiblichkeit in die Geistigkeit nicht als einen Gottesweg anerkennen wollte. Wer es ernst nimmt mit dieser Auffassung des Sakraments als eines Symbols oder einer Versicherung – und ich bin nicht der Meinung, alle welche dies tun, von vorn herein und unbesehen, zumal ungeprüft und unerprobt unter die rhetorischen Theologen zu rechnen – der versuche sich einmal mit dieser Auffassung im wirklichen Leben, woraus mir, ich wiederhole es, Alles ankommt, weil ich weiß, dass der Theolog nicht sinnen und spekulieren, sondern Seelen selig machen soll. Er versuche sich mit dieser Auffassung der Taufe an den Baptisten, mit dieser Auffassung des Abendmahls mit den Theosophen. Ist es ihm in der Tat Ernst mit seiner Auffassung und ist er fähig und mutig ge-

nug, nicht allein konsequent zu denken, sondern auch sich in die Anschauungen dieser Andern hinein zu versetzen, so wird er sehr bald inne werden, dass er mit den Baptisten dort, mit der Sekte der sogenannten Theosophen (Spiritualisten) hier auf völlig gleichem Boden steht, an Konsequenz und Tiefe der Auffassung aber von den Einen wie von den Andern bei Weitem übertroffen wird. Gewährt die Taufe die Wiedergeburt nicht, so ist es unausweichlich, Bekehrung und Wiedergeburt zusammenfallen und die Taufe erst als Versicherung (Versiegelung) der Wiedergeburt-Bekehrung, derselben nachfolgend, eintreten zu lassen. Ist im heiligen Abendmahl nicht eine von dem Worte spezifisch verschiedene leibliche Tat, die leibliche Gegenwart Christi, sondern nur ein gesteigertes Wort Gottes vorhanden (Christus auch außerhalb des Abendmals mir eben so, in derselben Weise, wenn auch nicht in demselben Grade, gegenwärtig, wie im Abendmahl), so ist es unausweichlich, bei der ungemainen Intensität, mit welcher wahrhafte Theosophen (*Anm.: Diese, nicht mit den Inspirierten zu verwechselnde, auch hier in Hessen wie in ganz Deutschland vorhandene, von der Kirche und zumal vom Sakrament des Altars sich lostrennende (Gichtelische) Gemeinschaft hat, so alt sie bereits ist, von Seiten der Kirchenhistoriker noch fast gar keine Beachtung gefunden.*) der unmittelbaren (S.74) geistigen Gegenwart Christi inne sind, von der sie sich völlig umflossen und bis in die feinsten Bewegungen der Seele durchdrungen wissen, unter Voraussetzung derselben das heilige Abendmahl nur als eine Stärkung der Schwachen am Geiste, der Unwiedergeborenen zu fassen, während es doch eine Speise des ewigen Lebens für die Wiedergeborenen ist. Wer unter jenen Bedingungen diese Versuche anstellt und durchführt, dem hilft dann – ich vertraue darauf, denn ich habe es selbst an mir und Andern erfahren – der Geist Gottes zu der Einsicht, dass er angefangen habe auf den Wegen der Redeweisheit, vielleicht schon auf den höheren Pfaden der stolzeren Weltweisheit zu wandeln, und dass ihm nichts übrig bleibe, wenn er anders nicht Baptist oder Theosoph werden will, als zu den göttlichen Tatsachen zurückzukehren. Alsdann wird er vielleicht auch inne werden, dass mit seiner Auffassung der Sakramente es unmöglich ist, herzumwendende, entscheidende Lebenserfahrungen an den Sakramenten zu machen und eine Gemeinde um das Sakrament zu sammeln, welche der Welt und dem Teufel trotzt. Solche Proben in der Gemeinde, in der Kirche selbst anzustellen, in das wirkliche Leben hineinzusteigen und sich an demselben zu versuchen, sich von demselben zurechtsetzen und korrigieren, die Konsequenzen, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des „Systems“, die Gefahren für die Seligkeit, die Zweifel welche wie Geier an den Seelen fressen, und die Versuchungen welche wie Wölfe an ihnen reißen, sich von der Wirklichkeit vorhalten zu lassen, ist nun ein Gegenstand der entschiedenen Abneigung derjenigen Theologie, welche ich die rhetorische nenne. Vielen unter den Anhängern derselben wird der so eben von mir getane Vorschlag als eine plumpe *argumentatio ad hominem* erscheinen: sie wollen nur durch „wissenschaftliche“ Argumente d. h. durch Worte, denen sie wieder andere Worte entgegen setzen, bekämpft,

und, wie sie vorgeben, widerlegt sein; ein Wortkampf kommt aber niemals zu Ende. Andere werden sich vor den *turbis* scheuen, vor dem Disput mit Baptisten und Theosophen, und ihren Freunden dringend abraten, in solche *turbas* sich zu begeben, durch welche ihnen ihre schönen in den Sand gezeichneten Zirkel könnten verwischt werden. Beide, so weit sie noch menschliche Ehrlichkeit haben, wollen unablässig, mit Lessing, nach (S.75) der Wahrheit laufen, aber sie niemals erreichen. Fehlt es an jener Ehrlichkeit – nun, so ist dieser Vorschlag samt seinen Prämissen eine willkommene Veranlassung, den Proponenten als Lutheraner, Neulutheraner, Hyperlutheraner, Katholiken, Hyperkatholiken, alles in einem Atem, zu verschreien. Wie es beliebt, meine Herrn! Vielleicht täte nunmehr auch: „Baptist!“ „Theosoph!“ eine noch bessere Wirkung bei dem süßen Pöbel, als jene Schmeichelreden. Es käme auf den Versuch an. Die Meisten werden Vorschlag und Prämissen gänzlich ignorieren. Auch gut. Ignoriert doch der liebe Gott Selbst so Vieles und so Viele.

VII. Bekenntnis.

Die im Vorhergehenden schon mehrmals berührte Stellung der rhetorischen Theologie zum kirchlichen Bekenntnis gehört überhaupt zu den schlimmsten Schäden derselben. Das Bekenntnis gehört der Gemeinde, nicht der Theologie, wenigstens nicht der von der Gemeinde sich absondernden Theologie, an, ist ein abschließendes Resultat des von der Kirche im Ganzen Erlebten und Erfahrenen, und hat seine erhaltende und stärkende Zeugniskraft in der Gemeinde nur durch seine Ganzheit und Gebrochenheit – was, wie leicht einzusehen ist, auf die Bekenntnisse der evangelischen Kirche, zumal auf die Augsburgische Confession in ganz gleicher Weise Anwendung findet, wie auf das Nizänum oder das Apostolikum. Nun aber kann es die rhetorische Theologie nicht lassen, unaufhörlich an dem Bekenntnis zu bröckeln und zu balancieren, dasselbe somit in den Augen der noch Unerfahrenen zu einem Stückwerk und zu einem der freien Dispositionsbefugnis des theologischen Individuums anheimgestellten Komplex von beliebigen Lehrsätzen zu machen. Da wäre es denn doch besser, das Bekenntnis gänzlich zu beseitigen, geradezu zu verwerfen, als in einer solchen Weise mit Abbrechen und Schaukeln zu behandeln. Theologische Probleme lassen das Balancieren und Bröckeln zu – fordern sogar dasselbe geradezu heraus – nicht aber kirchliche Bekenntnisse, auf welchen (S.76) das kirchliche Leben, nicht etwa bloß die kirchliche Lehre, ruht. Damit wird Unsicherheit, Ungewissheit, Zweifel in das Leben der Kirche hineingeworfen, und somit das letztere unaufhaltsam von innen heraus angefressen und zerstört. Unsicherheit und Zweifel sind schlechthin unverträglich schon mit dem individuellen religiösen Leben, welches vielmehr nur dann ein wirkliches Leben – ein seliges Leben, ein ewiges Leben – ist, wenn in demselben sich auch nicht ein einziger Riss, geschweige denn eine Spalte oder gar eine Lücke findet; für das kirchliche Leben sind sie der gewisse und schnell

eilende Tod. Denn im individuellen Leben können, wenn auch nur unter gewissen Voraussetzungen – bei Neophyten – die anfänglichen Ungewissheiten und Zweifel ausgeheilt werden; im kirchlichen Leben ist dies nicht möglich. In dem Leben der Kirche, der es gar nicht gegeben ist noch gegeben sein kann, mit sich selbst um bereits von ihr selbst Erlebtes und Erfahrenes zu ringen, wie dem Individuum (welchem eben Erlebnis und Erfahrung noch fehlen), fressen Ungewissheit und Zweifel immer weiter, gleich Krebsgeschwüren, und alles was von menschlicher Seite gegen die einmal eingerissenen Ungewissheiten und Zweifel angewendet wird, dient nicht zur Heilung sondern nur zur Beschleunigung des Krankheitsprozesses, zur Beschleunigung der Verwesung des Kirchenkörpers. Wer also auch nur von der Seite der, selbst von manchen Bessern nur zu oft mit tadelnswerter Geringschätzung, wenigstens Gleichgültigkeit, angesehenen Bekenntnisse Zweifel in die Kirche wirft, der ladet eine unerträgliche Verantwortung auf sein Haupt. Er ist Schuld an dem Verderben der Seelen, welche im Zweifel, zuletzt im Unglauben, untergehen. Allerdings ist es möglich, dass der Herr durch einen Wetterstrahl seines Gerichtes die kranke Kirche mittels einer heftigen Erschütterung heilt, durch einen gewaltigen Ruck die Risse, Spalten und Lücken wieder zusammenschließen lässt – die Hand des Herrn ist nicht verkürzt, auch nicht in diesem Stück; aber darauf hin nur nachsichtig sein wollen gegen die Zweifel, geschweige denn sie begünstigen oder gar hervorrufen – das würde doch heißen, auf Gottes Gnade hin vermessenlich sündigen. Und wie klein sind wir gegen die Zeiten in welchen, gegen die Personen durch welche jene Bekenntnisse gestellt wurden? Wem es möglich gewesen ist, nur einmal mit einem einzigen, selbst flüchtigen, (S.77) Blick, die großartige Festigkeit und Sicherheit, die erhabene Ruhe der Augsburgerischen Confession zu betrachten, welche, selbst sicher in der Gewissheit der ewigen Seligkeit, dieselbe unwandelbare Gewissheit, dieselbe Festigkeit und Ruhe auch den nachkommenden Geschlechtern mitteilen will und mitzuteilen allein befähigt ist, wer nur einmal einen leisen Hauch der kräftigen Gebirgsluft gefühlt hat, welche von diesem mächtigen Glaubensberge her wehet, der versucht nicht mehr, feine Gedanken der Ungewissheit, Halbheit und Unreife jener Festigkeit und Ruhe gegenüber geltend zu machen, nicht mehr, das eitle und kindische Blasen seines Mundes gegen jenen Gottesodem zu richten, um demselben etwa einen andern Weg zu weisen.

Indes nicht bloß das oben berührte Bröckeln und Schaukeln an den Bekenntnissen kommt unserer heutigen rhetorischen Willkürtheologie zur Last, sondern noch ein anderer, gerade von der Büchertheologie scheinbar am wenigstens zu erwartender Fehler. Es ist die – man weiß in der Tat nicht zu sagen ob wirkliche oder erkünstelte? – Unkunde der Bekenntnisse. Ja es ist mehr als Unkunde, gleichviel ob erkünstelte oder wirkliche, es ist ein Beseitigen derselben gerade hinsichtlich solcher Punkte, in denen die Bekenntnisse die erste und nächste, oder gar die höchste Instanz der Entscheidung bilden. Dies trifft dermalen am meisten zu in der Lehre von der Kirche, in welcher Lehre die Augsburgerische Con-

fession nebst Apologie, wie die Sachen für jetzt noch stehen, die höchste Instanz ist. Man kann die längsten Diatriben über die Kirche lesen, ohne dass nur einmal von ferne der Versuch gemacht würde, den Artikeln VII und VIII der A. C. neben einander und in Verbindung mit den übrigen verwandten Artikeln eine flüchtige Erörterung zu widmen. Mit allgemeinen Sätzen über die unsichtbare und sichtbare Kirche operiert man in größter Reichlichkeit und mit größter Behändigkeit, umsonst aber sieht man sich darnach um, dass ermittelt würde, ob und in welchem Sinne die A. C. eine unsichtbare Kirche als einzig berechtigte Kirchengestalt lehre, und ob wir wirklich nach Wortlaut und Sinn dieses unseres Grundbekenntnisses mit unserer Kirchenlehre von der Kirche an eine **bloß** unsichtbare Kirche gewiesen sind. Eben so wenig Berücksichtigung findet die in der A. C. mit großer Bestimmtheit festgestellte Lehre von dem jus circa sacra, von dem (S.78) s. g. Reformationsrecht, von dem Recht der weltlichen Obrigkeit in geistlichen Dingen, eine Lehre, welche mit der seit einem Jahrhundert unbedingt herrschenden Praxis im schreiendsten und unversöhnlichsten Widerspruch steht. Da wäre es denn doch nur das Geringste, was man erwarten könnte, dass die Berufung auf den Augsburger Religionsfrieden von 1555, welche von den weltlichen Obrigkeiten schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts erhoben worden ist, und auf welche sie ihre Episcopalgewalt in der evangelischen Kirche gründen, in ihrem Verhältnis zur A. C. einmal gründlich untersucht, und darnach ernstlich geforscht würde, ob der bezeichnete Friede der Augsburgischen Confession in so eminentem Grade habe derogieren wollen und können? Von alle dem aber kein Wort! – Am auffallendsten ist dieses Ignorieren der A. C. nebst Apologie in den Verhandlungen über das geistliche Amt. Dass in dieser Beziehung die ausreichendsten Bestimmungen in der A. C. nebst Apologie vorhanden sind, will man natürlicher Weise rhetorischer Seits nicht wissen; dass man aber auch von andern Seiten her an der A. C. vorbeigeht, als wäre sie gar nicht vorhanden, ist geradezu unbegreiflich. Hat doch sogar Harleß in seiner Schrift „Kirche und Amt nach lutherischer Lehre“, diese lutherische Lehre als **Luthers** Lehre, nicht als Lehre der lutherischen Kirche aufgefasst, mithin der A. C. kaum mit einem Worte gedacht, während aus der vollständigen Erwägung der A. C. sich ganz andere Sätze mit Notwendigkeit ergeben, als in diesem Schriftchen aus Luthers Aussprüchen gezogen worden sind. Und als vor Jahren eifrig über „den christlichen Staat“ verhandelt wurde, war es guten Konfessionalisten etwas ganz Neues, zu vernehmen, dass ein „christlicher **Staat**“ wenigstens mit der A. C. nicht in Übereinstimmung zu bringen sei. Und doch sollten wir, wenn wirklich die A. C. unser Grundbekenntnis ist, dasselbe wie über die Lehre zuerst, so über die eben genannten Dinge, welche die in der Welt stehende Kirche betreffen, zuerst und wieder zuletzt hören und – **uns nach demselben richten**. Denn das Verhältnis unserer Kirche nach der Weltseite hin wird – das vergesse man ja nicht – so lange wir uns nicht entweder in freie oder independente Gemeinden auflösen oder besinnungslos in der katholischen Kirche untertauchen wollen, durch die Augsburgische Confessi-

on **definitiv** geregelt. (S.79) Dass das vorher Gesagte auch auf das Halbieren der Bekenntnisse und das Zusammenschweißen derselben seine unmittelbare Anwendung finde, versteht sich leicht von selbst. Halbe Bekenntnisse – wie, wenn ich aus der Augsburger Confession zwar die Gewissheit und Festigkeit des vierten Artikels annehme, dieselbe Gewissheit und Festigkeit aber, welche im neunten, zehnten, zwölften Artikel in ganz gleicher Weise vorhanden ist, hinsichtlich dieser Artikel ausschließe – sind gar keine Bekenntnisse, denn sie sind zerbröckelte und unsichere Bekenntnisse. Sie öffnen der Ungewissheit, dem Schwanken, und zuletzt der Lüge Thür und Thor. Zusammengeschweißte Bekenntnisse aber, d. h. ein angeblicher Kirchenorganismus, vermöge dessen zwei oder mehrere auf ganz verschiedenen, ja entgegengesetzten Voraussetzungen und Grundlagen beruhende Bekenntnisse in einem und demselben Kirchenkörper Berechtigung haben sollen – etwa nach der Wahl und Willkür der zeitigen Hirten – sind nicht zuletzt, sondern gleich von vorn herein Lüge. Von beiden Erscheinungen geben die Unionen, von der ersteren gibt auch in der neuesten Zeit das Seitens der „Deutschreformierten“ und deren Genossen gegen die niederhessische Kirche angewendete Verfahren leider Beweises genug. Auf diesem Wege, wird nicht, wie man, in törichter Redeweisheit befangen, meint, „der Protestantismus“ gestärkt, es wird vielmehr die evangelische Kirche – ich fürchte, unheilbar – geschwächt; dieser Weg führt mit unabweisbarer Konsequenz zu einem kirchlichen Rationalismus, welcher weit ärger ist und weit gefährlicher wirkt, als der alte doktrinaire *Rationalismus vulgaris*; – dieser Weg führt nicht zur Vereinigung sondern unvermeidlich zu dem haltlosesten Auseinanderfallen, nicht allein des jetzt schon Getrennten, sondern auch des jetzt noch in sich Einigen. Wenn auf diesem Wege sich uns die Katholiken mit ihrem höhnen Triumphgeschrei: „Selbstaflösung des Protestantismus“ entgegenstellen, so ist schwer abzusehen, wie ihnen auszuweichen oder nur was ihnen zu antworten sein möchte. (S.80)

VIII. Kirchengucht.

In den feindseligsten Gegensatz pflegt sich die rhetorische Theologie mit der **Kirchengucht** zu setzen, und da wir fast ein Jahrhundert lang, hier und da noch länger als ein Jahrhundert, gar keine Kirchengucht gehabt haben, weil ganz unberechtigte weltliche Erlasse und Verordnungen bald diesen bald jenen Act der kirchlichen Disziplin untersagten und die Kirche sich in ihren feigen Beamten unter das weltliche Joch, oft nur allzu willig, bringen ließ, so ist das Wort Kirchengucht allerdings für die jetzige und zum Teil schon für die nächstvorhergegangene Generation ein leeres Wort geworden, gut für den Dienst der Phrasentheologie. Selbst Personen des geistlichen Amtes, welche sonst nichts mit der rhetorischen Theologie zu schaffen haben, wissen mit der Kirchengucht im Leben nichts anzufangen und sind, den Rhetoren hierin ganz gleich, gegen die

Wiedererweckung der Kirchenzucht eingenommen. Übrigens ist die Kirchenzucht nicht allein in demselben, sondern teilweise in noch höherem Grade als in der evangelischen Kirche auch in der katholischen Kirche erstorben, und die Wiedergewinnung derselben bietet dort kaum geringere Schwierigkeiten dar, als bei uns, abgesehen davon, dass dieselbe dort allezeit prinzipmäßig laxer gewesen und laxer gehandhabt worden ist, als hier.

In diesem Punkte stehen nun die Rhetoriker unter den Theologen ganz und gar auf Seite der Welt und machen mit derselben gemeinschaftlich Sache gegen die Kirche; Da hören wir denn die abenteuerlichsten Behauptungen, wie z. B. dass das Amt der Schlüssel der ganzen Kirche und nicht bloß dem geistlichen Amte überwiesen sei (*Anm.: Ich nenne diese Behauptung abenteuerlich, obgleich ich wohl weiß, wie alt sie ist, und welche Autoritäten für sie eingetreten sind, weil ich niemals – auch nicht in jener früheren Lebenszeit, wo ich am Amt der Schlüssel so wenig Behagen fand, wie an manchen andern kirchlichen Dingen – nur im Entferntesten zu begreifen vermocht habe, wie man dieselbe auch nur notdürftig aus der Schrift zu rechtfertigen versuchen könne. Für mich sagt die Schrift das direkte Gegenteil von dieser Behauptung und hat es mir immer gesagt. Dass unsere Bekenntnisse (Augsb. Conf. Art. V, XI, XII, XXVIII und die dazu gehörigen Erörterungen der Apologie) jener Behauptung wahrhaft vernichtend entgegentreten, bedarf keines Beweises, aber freilich tritt hier der vorher berührte Umstand ein, dass ein lange Zeit und oft wiederholter Satz nachgesprochen, aber der Inhalt der Symbole gänzlich übersehen wo nicht verachtet wird. Dass der Anfang zu den Schmalkalder Artikeln de potestate episcoporum seinem Sinne nach jener Behauptung keine Stütze gewähre, übrigens auch, als Erläuterung zur A. C., mit derselben in einen Widerspruch nicht treten könne noch dürfe, sollte sich von selbst verstehen. Jedenfalls gehört der Versuch, mit diesem Anhang gegen die A. C. operieren zu wollen, zu den abenteuerlichsten Abenteuerelichkeiten.*), dass die evangelische Kirche gar keinen Kirchenbann kenne, (S.81) oder dass wenigstens der große Bann (*Anm.: Es versteht sich hier und überall, wo ich den großen Bann der evangelischen Kirche erwähne, dass derselbe allezeit ausschließlich durch das Wort, mit gänzlicher Remotion jeglicher weltlichen Gewalt, auch des Anrufens des weltlichen Arms zur Aufrechthaltung desselben, gehandhabt werden soll und von mir gehandhabt worden ist.*) als etwas völlig Abgestorbenes und gänzlich ungültig Gewordenes zu betrachten sei, oder dass es „wider alle protestantische Prinzipien laufe, die Sünden im großen Bann für den unbekehrten Todesfall des Exkommunizierten auf die Ewigkeit und das jüngste Gericht in Gottes Namen zu behalten“, wie alles dies noch in neuerer, ja neuester Zeit von namhaften Universitäten aus dem Munde „rechtgläubiger“ Lehrer die junge Theologenwelt mitbrachte, alles im direktesten und ungebürlichsten Widerspruch mit der Augsbургischen Confession und deren Apologie, und was die vorgebliche desuetudo betrifft, im direktesten Widerspruch mit der Praxis wenigstens einzelner Länder und Landesteile, z. B. Kurhessens, wo, wenigstens im Niederfürstentum, der

kleine Bann niemals aus der Übung gekommen ist, und ich, als ich im Jahre 1851 die Verwaltung der Superintendentur an der Diemel und Schwalm übernahm, den großen Bann in vollster Übung antraf. Da derselbe sich in ungewöhnlicher (und für mich selbst unerwarteter) Weise, damals hauptsächlich in seiner Anwendung gegen die die kirchliche Trauung verschmähenden Zivilehepaare, wirksam bewies, so wurde ich von allen Seiten, von Pfarrern, Kirchenältesten und einzelnen Gemeindegliedern angegangen, dieses Zuchtmittel auch gegen die übrigen offenbaren Sünden und Auflehnungen wider Gottes Wort und die Ordnung Seiner Kirche anzuwenden, so dass ich nicht selten zur Geduld und zum langsamen Vorschreiten durch Anwendung der niederen Disziplinar mittel habe ermahnen und Anweisung erteilen müssen. Auch andere kirchendisziplinarische Anordnungen, welche verschiedene kurhessische Kirchen- (S.82) behörden in den Jahren 1850 – 1855 getroffen haben, z. B. eine nach bestimmten Stufen eingerichtete Bußzucht, welche ich selbst, und darnach das Konsistorium zu Kassel für seinen damaligen Pastoralbezirk einführte, eine strengere Bestimmung der Fähigkeit zum Patenamte, welche von dem Konsistorium zu Kassel vorbereitet und darnach von den Superintendenten zu Kassel und Allendorf adoptiert wurde, eine Verordnung über die Ausschließung der Selbstmörder u. dgl. vom kirchlichen Begräbnis, und Mehreres der Art, kamen dem allgemeinen Wunsche der Pfarrer und Presbyterien so wie der kirchlich gesinnten Mitglieder der Gemeinden eben so entgegen, wie die vorher bezeichneten Verfügungen über den Kirchenbann. Ich führe diese Tatsachen darum an, damit man daran ermesse, was von Äußerungen zu halten ist, wie die des Herrn Richter in Berlin (S. 64 seines Gutachtens die neuesten Vorgänge in der evangelischen Kirche des Kurfürstentums Hessen betreffend. 1855. 8), worin sich übrigens die Gesamtstimme der Rhetorik im Chorus mit der Stimme der kirchenfeindlichen Welt ausspricht: „dass die Zucht im engeren Verstande in Verfall, oft in Vergessenheit geraten ist, ist ein schwerer Verlust. Aber sie von oben durch Befehle herzustellen, so lange nicht das erwachte Leben der Gemeinden entgegenkommt, bleibt zum höchsten bedenklich, weil sie dadurch in der Gefahr steht, bei den Einen ein bloß gesetzliches Werk zu werden, bei den Andern die Entfremdung von der Kirche zu vollenden. Dieser Satz ist nicht bloß den Pfarrern, sondern auch den Konsistorien zur Beobachtung empfohlen“. Diese „Empfehlung“ ist nicht überall wohl angebracht, entschieden übel im Niederfürstentum Hessen; sollte sie, wie nach dem Zusammenhang nicht anders angenommen werden kann, wirklich in nächster Beziehung auf Kurhessen ausgesprochen sein, so ist sie eine Ungeschicktheit, daher erklärlich, dass sich Hr. Richter nicht die Mühe hat nehmen mögen, sich nach den in dem hiesigem Lande wirklich vorhandenen Tatsachen umzusehen. Die Tatsachen aber sind die, dass den gedachten Anordnungen bei uns (in ganz Niederhessen, in Hersfeld und Schmalkalden) wirklich das erwachte Leben der Gemeinden entgegen kam. Ich kann hiervon selbst nicht einmal die Stadt Kassel ganz ausnehmen. Wer so absprechend urteilen will, wie Herr Richter, ohne zu

wissen, worüber er urteilt, der wird (S.83) billig als ein gänzlich inkompetenter Richter verworfen, und man lacht ihm wohl noch dazu ins Gesicht.

Der eben zitierte Satz des Hrn. Richter enthält aber noch andere, allgemeine Irrtümer neben diesem besonderen, und nicht minder arge als dieser – allesamt aus dem kleinen Umstande hervorgegangen, dass die Rhetorik sich um das wirkliche Leben und die wirklichen Bedürfnisse und Ordnungen der Kirche nicht bekümmert, vielmehr dieselben auf ihrem Studierzimmer oder in den Salons der Welt vornehm ignorieren zu dürfen glaubt. Woher soll das Erwachen des Lebens der Gemeinde kommen? Etwa bloß von der Predigt? Damit ist die Rhetorik im aller schlimmsten Irrtum. Die Predigt **kann** erwecken, das ist nicht zu leugnen, und das **reine** Wort Gottes in der Predigt erweckt gewiss, früher oder später, je nachdem es dem heiligen Geist gefällt, die Herzen aufzutun. Aber die Predigt erweckt nicht immer, teils und in den meisten Fällen, weil dieselbe nicht rechter Art ist, namentlich Gottes Wort nicht rein genug (um nicht zu sagen: nicht ganz rein) enthält und nicht mit dem *haec dixit Dominus* ausgestattet erscheint, teils weil der heilige Geist oft lange verzieht, ehe er nur ein einziges Herz auftut, und während dieser Wartezeit sich oft die schlimmsten Ärgernisse einschleichen, welche nachher durch keine Predigt weggeschafft werden können. Gerade die wohlhabendsten, äußerlich und scheinbar ehrbarsten Bauerdörfer sind nicht selten an diesem Übel krank, weit mehr krank, als arme Tagelöhnerdörfer. Da muss zur Erweckung ein anderes Wort Gottes gebraucht werden, als das Wort der Predigt, und es ist einer der hässlichsten Flecken in unserer jetzigen rhetorischen Theologie, dass man, im schreienden Widerspruch mit unsern Bekenntnissen, nur das Wort der Predigt „Wort Gottes“ nennen, das Strafen aber durch den Bann, das Behalten der Sünden in Gottes Namen, was doch auch nur durch Gottes Wort vollzogen wird, nur als menschliche Handlung gelten lassen will. Das ist eine Verkürzung des Wortes Gottes, welche zur empfindlichsten Züchtigung aufruft, und welche Gott der Herr an den Verkürzern ohne alle Frage am jüngsten Tage rächen wird. Denn es ist durch diese Verkürzung eine unzählbare Schar von Seelen verloren gegangen, welche, zum Teil wahrscheinlich ganz leicht, durch Anwendung des Wortes Gottes in der *potestas jurisdictionis* (S.84) *ecclesiastica* hätten gerettet werden können. Und wem die Gabe des Wortes Gottes in der Predigt nicht in ausreichendem Maße gegeben ist, dem ist oft gerade die Gabe des Wortes Gottes zum Strafamte in ausgezeichneter Weise verliehen. Am allerwenigsten aber darf das Oberhirtenamt, wenn es nicht an dem ewigen Verderben der auf seine Seele gelegten Seelen schuldig werden will, zuwarten, bis das Leben der Gemeinden etwa „von selbst“, wie man in schändlich gotteslästerlicher Weise wohl zu sagen pflegt, erwacht. In seine Hand ist das Strafamte (in den meisten Landeskirchen mit Recht ausschließlich) gelegt, und dieses Oberhirtenamt muss wissen, dass **von** ihm die Erweckung der Gemeinden ausgehen soll, oder der Herr wird den Hirten samt der Herde zerscheitern; es muss wissen, wo es durch das Strafamte zu erwecken habe, und sich durch so flauere, allem kirchlichen Leben und

aller Amtspflicht Hohn sprechende Redensarten, wie sie in den oben aus Hrn. **Richters** Munde zitierten Aussprüchen vorkommen, nicht irre machen lassen. Solche Redensarten zu Tage fördern, heißt dem Hirtenamt und zumal dem Oberhirtenamt Nachlässigkeit anempfehlen, Faulheit predigen, Prosopolepsie anraten; das heißt, den Tod in den Gemeinden nicht sehen, weil man selbst tot ist, oder den Tod in den Gemeinden nicht sehen **wollen**, weil man den Tod will. Dass hin und wieder Einige aus dem Wort Gottes ein gesetzliches Werk machen – hat dafür etwa das Oberhirtenamt einzustehen? einzustehen für den Missbrauch, welcher ohne sein Wissen durch einzelne Unverständige und Neophyten von dem Worte Gottes gemacht wird? Weiß aber das Oberhirtenamt von neophytischem Missbrauch des Strafwortes Gottes zur Gesetzesgerechtigkeit, so müsste es elend und zum Fluche der Träger desselben verwaltet werden, wenn diesem Missbrauch nicht mit ganz leichten Mitteln gesteuert werden sollte. Oder soll sich das Oberhirtenamt etwa davor fürchten, dass bei Einigen die Anwendung des Wortes Gottes zum Strafamt dazu diene, ihre Entfremdung von der Kirche zu vollenden? Das wäre doch eine, auch weltlich niederträchtige, Prosopolepsie. Kennt denn die rhetorische Theologie oder das rhetorisierende Kirchenrecht wohl das Wort des heiligen Apostels Paulus, dass er mit seinem Gotteswort den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode sei? Freilich, **kennen** wird die (S.85) Rhetorik dieses Wort wohl, denn als Rhetorik kennt sie alle Worte; aber dieser Spruch des Apostels ist einer von denen, welchen die Rhetorik, die theologische wie die kirchenrechtliche, ein für allemal nicht **versteht**. Mit dem Augenblick, wo sie ihn verstünde, würde sie aufhören Rhetorik zu sein und eine Theologie der Tatsachen werden. Wo Gottes Wort als Gottes Wort verkündigt wird, da gibt es eine Scheidung, und zwar eine definitive. Ich erwähnte so eben, dass das Wort Gottes, auf der Kanzel gepredigt, nicht das einzige Wort Gottes sei, um neben die Predigt des Gotteswortes von der Kanzel das durch ausdrücklichen Befehl des Herrn zum Strafamt bestimmte Gotteswort zu stellen. Aber es gibt auch noch mehr Formen, in welchen das Wort Gottes in den Gemeinden neben der Kanzelpredigt von Seiten der Evangelisten und Hirten verkündigt und geltend gemacht werden muss, wenn das Hirtenamt seine Schuldigkeit tun will. Dahin gehört vor allem die Einpflanzung des Wortes Gottes in die Familie, und eine Form wiederum dieser Einpflanzung ist das sogenannte Brautexamen. Dieses Institut erregt bei der Rhetorik das allgemeinste und höchste Missbehagen: es gebe sich, sagt sie, in der Wiedereinführung desselben, ein starres Drängen nach der äußern Ordnung kund, und arte sogar offenbar in unevangelische Übertreibung aus. Die Rhetorik will, anstatt der geforderten Rezitation des Katechismus, eine „freie Unterredung“ des Pfarrers mit den Brautleuten. Die soll mir schon ganz recht sein, wenn ich nur des versichert bin, dass der Inhalt des Katechismus bei den künftigen Eheleuten noch fest steht. Das aber ist die Frage, und doch kann ohne dies grundlegende Minimum christlicher Kenntnis von einer Familie, welche Glied einer Gemeinde, und von einer

Gemeinde, welche Glied der heiligen allgemeinen christlichen Kirche sein soll, nicht im Entferntesten die Rede sein. Das Wort Gottes muss wenigstens in seinen allgemeinsten und elementarsten Stücken den Gliedern der Gemeinde, vorab den Hausvätern und Hausmüttern, **wörtlich** gegenwärtig sein und jeden Augenblick **wörtlich** zu Gebote stehen, oder sie fallen aus dem Wort Gottes, aus der Gemeinde, aus der Kirche heraus; die Anknüpfung des Verständnisses zwischen dem Hirten und den Gliedern der Herde kann auf nichts Anderem ruhen, als auf solchen einfachen, aber (wenigstens im Gedächtnis) unwandelbar (S.86) feststehenden Worten Gottes. Die einzelne Predigt wird vergessen; das einfache Wort Gottes im Katechismus, steht es einmal fest und wird für dessen Festhaltung rechtzeitig und in einer durch lange kirchliche Erfahrung erprobten Weise gesorgt, wird nicht vergessen. Als solche einfache Worte hat die christliche Kirche von Alters her und die evangelische Kirche von ihrem Anfange an diejenigen Stücke bezeichnet, welche wir Katechismus nennen. Diese Stücke werden freilich in der Schule gelernt, reichen aber weit über die Schule hinaus, weit in das Leben, reichen bis in die Todesstunde hinein. Wer darum fürchtet, es werde dadurch, dass auf das Feststehen dieser Stücke gehalten wird, aus der Kirche ein Stück Schule gemacht, (und das ist die Formel der Rhetorik, welche sie in diesem Falle regelmäßig anwendet, in ganz gleicher Weise, wie die fortgeschrittensten Bildungsmenschen unserer Zeit) der weiß nicht was er redet, kennt wenigstens das wirkliche Leben in der Kirche mit seinen Bedürfnissen ganz und gar nicht. Es sind eben **kirchliche** Lehrstücke und **nicht** Schulstücke. Die Verachtung des Katechismus, welche sich hier zeigt, ist nicht viel besser als die Missachtung des Wortes Gottes im Strafamt, von welcher vorher die Rede war, und in einem Punkte noch schlimmer, denn sie zerstört die Familien als christliche Familien auf das Allergewisseste und das Allergründlichste. – Wer nun, wie ich, dreißig Jahre lang die Erfahrung gemacht hatte, dass einzeln selbst in Landgemeinden, fast ganz allgemein in den Stadtgemeinden und beinahe ausnahmslos in den „gebildeten“ Ständen von denjenigen, welche vier bis fünf Jahre aus der Schule waren, das Unser Vater nicht mehr ohne Anstoß hergesagt werden konnte, also ein Erlöschen **aller** Gebetszucht bereits eingetreten war und ein gänzliches Vergessen des Gebets in den künftigen Familien mit unzweifelhafter Sicherheit vorausgesagt werden musste – dass die Glaubensartikel kaum noch in einzelnen abgerissenen Sätzen aus dunkler Erinnerung auftauchten und die zehn Gebote wenigstens als **zehn** schlechterdings nicht aus dem Gedächtnis herzustellen waren, der musste es als eine der ernstesten Pflichten anerkennen, dieser heillosen und in ihrem Erfolg vernichtenden Verwüstung der Kirche durch Wiederherstellung wenigstens **einer** noch vorhandenen auf die Heilung dieser tödlichen Schäden zielenden Ordnung zu steuern. Diesen Versuch habe ich einst mittels (S.87) Wiedereinführung des Brautexamens (welcher in der hessischen Kirchenordnung vorgeschrieben ist) gemacht. Es war ein Ruf an die Hirten, ob sie noch Einsicht, Willen und Kraft hätten, die sich zerstreuenden Herden zu sammeln, an die Herden, ob sie

noch sich sammeln lassen wollten. Verhallt dieser Ruf ungehört – so weiß ich, welches Zeichen hiermit gegeben ist, dass mich aber das Wort des allmächtigen Gottes (Ezechiel 33,9) decken wird. Wie wenig übrigens die Anordnung des Brautexamens eine „unevangelische Übertreibung“ ist, wie es die Rhetorik in ihrem Weltsinne dünkt, könnte sie inne werden, wenn es ihr wirklich um Ermittlung von Tatsachen und nicht um Redensarten zu tun wäre, sobald sich die Herrn Rhetoriker nur bei einem unserer treuen Pfarrer (und deren haben wir in Hessen Gott sei Dank gar manche) zur Anhörung eines Brautexamens einfinden wollten; mich hat diese Anhörung erbaut und ich habe daraus selbst gelernt; ob freilich Rhetoriker sich daran erbauen würden ist eine andere, ob sie daraus lernen würden, wieder eine andere Frage. Es sind das Tatsachen, und die scheut man. Und dass diese Ordnungen der Predigt des göttlichen Worts außer der Kanzel diese Institute, wirklich mehr leisten als die Kanzelpredigt, könnte aus der, mir in den letzten sechs Jahren wiederholt entgegen getretenen Erfahrung entnommen werden: in Gemeinden, in welchen fünfzig Jahre lang sehr gering zur Kanzelpredigt begabte und sonst keineswegs tadelfreie Pfarrer gestanden hatten, welche nachher durch feindselige oder schwache Rationalisten waren abgelöst worden, war aus der noch nach den alten Ordnungen streng normierten Tätigkeit jener ersten Pfarrer – einer von ihnen hatte wirklich fast nichts getan, als das Brautexamen streng nach der Vorschrift gehalten – die aus dem Brautexamen stammende Kenntnis das Einzige, was übrig geblieben war und dem Rationalismus beinahe vierzig Jahre lang Widerstand geleistet hatte. – Doch – Erfahrungen? was Erfahrungen! Worte, Formeln, Redensarten!

Gerade diese letztere Art Kirchengzucht nebst noch manchen andern hier füglich zu übergehenden Gattungen derselben hat nun diejenige Schicht unserer Gesellschaft, welche sich die **gebildete** nennt, vorzugsweise nötig. Christlich gebildet ist sie, die Masse in das Auge gefasst, unvergleichbar weniger als irgend eine der andern Gesell- (S.88) schaftsschichten. Schon dieser Umstand, sodann aber auch der, dass nur auf diesem Wege, der Bindung der Familien an den Katechismus, die Verständigung zwischen den Gebildeten und Ungebildeten, das Ausfüllen der tiefen Kluft zwischen vornehmem Christentum und Christentum für das gemeine Volk – ein Unterschied, an welchem unsere gebildete Welt eben so wie die Rhetoriker mit fast widerchristlicher Zähigkeit festhält – gelingen, nur auf diesem Wege einer den Einen wie den Andern mit denselben Elementarstücken des Gottesworts, mit dem Katechismus, behandelnden Disziplin jener Riss wieder geheilt werden kann, macht es dem Hirtenamt zur strengsten Pflicht, zunächst mit dieser Disziplin gleichmäßig, ohne alles Ansehen von Vornehm oder Gering, Gebildet oder Ungebildet, vorzuschreiten. Oder wisst ihr, Rhetoren, eine andere Disziplin, welche etwa unserer Zeit mehr angemessen wäre und doch dasselbe leistete? Eine Antwort darauf wird kein Rhetoriker zu geben wagen. Sie wissen keine andere Disziplin, sie wollen überhaupt keine Disziplin, gar keine. Die Rhetorik, welche diesmal mit dem rohesten Weltsinn, ja mit bewusster Kirchen-

feindschaft eines und desselben Weges gehet, sagt nämlich also: „Die alten Kirchenordnungen sind, wo sie nicht aufgehoben, noch als Teile des gesetzlichen Materials anzusehen. Aber in der zwischen ihnen und der Gegenwart inne liegenden Zeit ist eine Wandlung der sittlichen Zustände, der Lebensverhältnisse und der Vorstellungen vorgegangen, welche bei der Erneuerung der in ihnen enthaltenen Bestimmungen nicht außer Acht gelassen werden darf, wenn nicht bloß äußere Gesetzlichkeit gefördert werden, sondern ein wahrhafter Fortschritt im Wiederaufbau der Kirche geschehen soll“ (*Anm.: Richter Gutachten S. 64.*). Solche Äußerungen verdienen von zwei Prädikaten eins, aber **eins** gewiss; entweder sind sie **unverständlich** oder sie sind **frivol**. Die „Wandlung der sittlichen Zustände“ besteht darin, dass die gebildete Welt vom Christentum abgefallen ist, die „Wandlung der Lebensverhältnisse“ darin, dass Gebildete und Ungebildete, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme sich von einander abgesondert haben, wie es seit dem Untergange des Römerreiches nicht wieder (S.89) geschehen ist; die „Wandlung der Vorstellungen“ darin, dass die Phrase herrscht statt der Tatsache. Das sind Zeichen des Untergangs. Bringen wir diese Zeichen bei der Verwaltung des Kirchenamts, bei der Regierung der Kirche mit in Rechnung, so verwickeln wir Kirchenamt und Kirche, so viel an uns ist, mit in den Untergang. Die Kirche hat sich dieser Wandlung **entgegenzustellen**; mit aller Rücksichtslosigkeit und Unbedingtheit durch die Zucht, welche sie mittels des Wortes Gottes ausübt. Nur dadurch wird sie bleiben; die jetzige Welt wird untergehen, wenn sie sich nicht durch die Zucht der Kirche will umwenden lassen.

IX. Geistliches Amt.

Schon in dem Vorhergehenden, und eben zuletzt noch, ist in die Besprechung der Kirche mit ihrer Zucht, und der einander kontradiktorisch entgegenstehenden Auffassung von Kirche und Kirchengzucht Seitens der Theologie der Tatsachen und der Theologie der Rhetorik, die Hinweisung auf die nicht minder einander widersprechende Auffassung des geistlichen Amtes Seitens dieser beiden Lager der Gottesgelehrtheit verwoben worden.

Noch viel widriger als die Lehre von der Kirche, wie dieselbe jetzt aufkommt, ist der rhetorischen Theologie die Lehre vom geistlichen Amt, wie dieselbe jetzt endlich wieder nicht bloß gelehrt sondern geübt wird. Der Abscheu gegen dieselbe ist so groß, dass die rhetorischen Theologen und deren Genossen in blindem Ärger sich zu der, bekanntlich aller Geschichte widersprechenden Behauptung verleiten lassen, es sei die Reformation nicht durch das geistliche Amt eingeführt worden, wogegen doch sogar die Vorrede zur A. C. symbolischen Widerspruch einlegt. Wie überall in der Kirche und in deren Lehre und Lehrdarstellung, soll es anders recht zugehen, nicht von dem mühsam zusammengelesenen Einzelnen, sondern von dem Ganzen, nicht von dem leeren Gefäß, sondern von der Fülle des Inhalts, nicht von dem Unsicheren und Zweifelhafte, sondern von dem Ge-

wissen und (S.90) Unwandelbaren, nicht von dem Suchen sondern von dem Gefundenhaben ausgegangen werden muss, so ist es vor allen andern Dingen in der Lehre vom geistlichen Amt notwendig.

Das geistliche Amt wird nicht einmal annähernd anders verstanden, als mittels der **Erfahrung**. Wer in einer Gemeinde oder in einer größeren Anzahl von Gemeinden gestanden hat mit der Aufgabe, dieser Gemeinde oder diesen Gemeinden ein Hirte zu sein – wer gesehen hat, welche Zweifel hier zu lösen, welche Anweisungen zu geben, welche Warnungen zu erteilen, welche Drohungen zu verkündigen, welche Kämpfe zu schlichten, welche Anfechtungen zurückzuschlagen, welche Versuchungen zu besiegen sind – welche tiefe Blindheit zu heilen, welche Unruhe zu stillen, welcher Hunger und Durst nach dem Worte des Lebens zu befriedigen, welche Gewissheit des Trostes zu gewähren, welche Zuverlässigkeit der Sündenvergebung zu geben ist – wer von diesem allem seine Seele hat durchzittert oft mit der tiefsten Erschütterung durchbebt gefühlt – der weiß mit der unzweifelhaftesten einfachsten Gewissheit, dass er nur auf eine Quelle der Lösung dieser Zweifel und Kämpfe, auf eine Quelle dieser Siege über Welt, Sünde, Tod und Teufel, und zwar **unmittelbar** auf diese **eine** Quelle zurückzugehen hat. Von ihm, von seiner Seele, fordern alle diese – vielleicht viele tausend – Seelen das Leben und die Seligkeit, fordern sie – er kann sich das nicht verhehlen – mit Recht. Woher dieses Recht? woher die, diesem Recht entsprechende Macht? aus der Gemeinde selbst, welche jene Anforderungen stellt? aus der Gemeinde, welche selbst ein ungestümes Meer von vielerlei Meinungen, einander durchkreuzenden Gedanken, von weltlichen Sorgen, Zweifeln und Widersprüchen wider Gottes Wort ist? Diese Frage legt sich der, welchem jene Not der Seelen wie eine hochgehende Brandungswoge beängstigend an das Herz hinaufgestiegen ist, nicht einmal vor, dieser Gedanke kommt ihm nicht, kann ihm nicht kommen. Jene eine Quelle ist Christus der Herr Selbst, der ihn, den wenn auch noch so schwachen, in Sünden selbst verstrickten und an Sünden kranken armen Menschen an Seiner Statt in das Amt des Wortes und Sakramentes gesetzt hat, welches Amt direkt und unmittelbar Sein Amt ist, nur Sein Amt in unmittelbarster Weise sein kann, weil allein von diesem Amte die Wahr- (S.91) heit ausgeht, der Weg gewiesen wird, das Licht hinableuchtet in die Gemeinde. Wäre dieses Amt nicht unmittelbar des Herrn Christi Amt, Sein direktes Mandat, Sein Befehl, das Amt würde den Träger erdrücken oder der Träger würde das Amt von sich werfen.

Versieht sich die Gemeinde selbst mit diesem Amt? die Gemeinde, *in qua vere credentibus admixti sunt mali et impii?* wird die Zahl der Gottlosen und offenbaren Sünder in der Kirche von den *sanctis, vere credentibus* und *obedientibus* mit diesem Amt versehen? oder versieht sich endlich wenigstens die *communio sanctorum et vere credentium* mit demselben? gebiert sie es aus sich selbst, damit es „in ihrem Auftrag“ an ihr selbst ausgeübt werde?

Die Antwort, aus dem Vorhergehenden deutlich hervorleuchtend, ist sehr einfach, einfach, sobald sie aus der lebendigen Erfahrung und nicht aus der toten Theorie geschöpft wird. Die meisten – fast alle – jener oben beispielsweise genannten Bedürfnisse der Gemeinde sind eben nicht Bedürfnisse der *mali et impii*, sondern teils vorzugsweise teils ausschließlich der *vere credentes*, so lange dieselben noch diesseits des Paradieses sind, und eine weit längere Reihe ähnlicher, fast nur im Kreise der *vere credentes* vorkommender und demselben sogar ausschließlich angehöriger Bedürfnisse ließe sich aufzählen. Oder handelt das siebente Kapitel des Römerbriefs nicht von dem inneren Leben der Bekehrten, der *vere credentes et obedientes*? – Das Bedürfnis soll wohl aus sich selbst die Mittel zur Deckung seiner selbst erzeugen? aus dem Hunger soll wohl die Sättigung, aus dem Durst dessen Löschung, aus den Anfechtungen deren Überwindung hervorgehen? Das Einzige, was einen Pfarrer – nicht allein in schwerer Zeit, sondern zu jeder Zeit, denn jede Zeit ist dem geistlichen Amt gegenüber eine schwere Zeit – aufrecht erhält, zum Pfarrer macht und mit der Wirksamkeit ausstattet, ohne welche er ein Redner wie Demosthenes sein und zuletzt den Schild wegwerfen würde, ist das, dass er „mit St. Paulo, allen Aposteln und Propheten tröstlich sagen muss *Haec dixit Dominus*, das hat Gott selbst gesagt. *Et iterum* Ich bin ein Apostel und Prophet Jesu Christi gewest in dieser Predigt. Wer solches nicht rühmen kann von seiner Predigt, der lasse das predigen anstehen, denn er leugt (S.92) gewisslich und lästert Gott“. (Luther wider Hans Worst Jen. A. 7, 429b).

Dieser Gewissheit trösten wir uns, dieser Zuversichtlichkeit rühmen wir uns in aller unserer Schwachheit. Aber wir können das nur, wenn wir unser Amt allein und ohne allen Mittelsmann, sei derselbe welcher er wolle, auf Christus Selbst zurückführen. Nur aus dieser Gewissheit, aus dieser Sicherheit, dass das Amt direkt von Christus vertreten wird, welcher unmittelbar hinter der Ausübung desselben steht, in derselben wirksam ist und Selbst derselben vorausgeht, fließt für uns die unbedingte Unbeugsamkeit in den Stürmen der Welt und in den Anfechtungen, welche auch die Gläubigen und Heiligen erleiden, fließt für uns die gänzliche Furchtlosigkeit und Abwesenheit alles Ansehens der Person, fließt für uns die Kraft, die Gemeinde nicht allein durch Wort und Sakrament zu sammeln aus dem neuen Heidentum, aus dem Abfall, sondern auch durch Wort und Sakrament und Schlüsselamt zusammen zu halten, die Kraft, der Sünde mit einem einzigen Worte das Haupt zu spalten, die Kraft, auch in eine Seele in welche der böse Feind die Nacht des Wahnsinns gesenkt hat, hineinzusteigen und durch die tiefe Finsternis den Lichtstrahl: Christus kommt! zu werfen, dass die trotzigen Kniee des Rasenden sich beugen und die wilden Fäuste sich zum Gebete falten, zum ersten Mal seit Jahrzehnten – ja die Kraft, in eine Seele hineinzusteigen, in welcher der Altfeind selbst seine Wohnstätte aufgeschlagen hat, und dort mit dem hohnsprechenden Riesen des Abgrunds Stirn gegen Stirn und Auge gegen Auge zu kämpfen. Das alles kann die Gemeinde nicht, auch nicht die Gemeinde

der Heiligen, also kann sie auch dazu nicht Macht, Auftrag, Mandat und Kraft verleihen. Zumal vermag sie nicht in des Teufels zornige Augen zu sehen, denn was von den letzten Zeiten geweissagt ist, dass wo es möglich wäre, die Auserwählten verführt würden, das gilt mit weit schärferem Nachdrucke von der einzelnen Erscheinung des Teufels in dieser Welt: vor ihr stiebt die Gemeinde auseinander wie Schneeflocken, nicht verführt, aber erschreckt bis in den Tod. Nur wir erschrecken nicht und fürchten uns nicht, denn Der, welcher den Fürsten dieser Welt ausgestoßen hat, hat uns vor des Teufels (S.93) ödes Schlangenaugen, vor seinen lästernden und hohnlachenden Mund und vor sein im Höllenzorn zuckendes Angesicht gestellt. Aber wir haben insbesondere noch eine Kraft vermöge unseres Amtes (nicht als Charisma), die wir vorzugsweise in der Gemeinde der Gehorsamen, Gläubigen und Heiligen anzuwenden haben. Das ist die Kraft der geistigen Nüchternheit und Besonnenheit. Eine der gewöhnlichsten und zugleich gefährlichsten Anfechtungen der wahrhaft Gläubigen ist die, ihren Glauben selbst wieder der Augenlust preis zu geben, oder platt und ungenügend zwar, aber desto verständlicher ausgedrückt, in Extravaganzen (Gefühligkeiten, Neugierigkeiten, theosophische Grübeleien u. s. w.) zu verfallen, und Gott zu versuchen, *vel ea temeritate, ut quaerant experiri, quomodo cum Diabolo animam miseram obsidente curiose possint colloqui*. In solchen Fällen stark zu sein, sich nicht von dieser unechten aber allerdings wunderbar starken Glut erwärmen zu lassen, sondern kalt zu bleiben und fest, und die Seele, welche schon auf die Zinne des Tempels entführt worden ist, ruhig wieder dort herab zu holen, die Treppe hernieder, Stufe für Stufe zu leiten – das ist eine der schwersten Aufgaben des Amtes, und wem diese einmal nahe getreten ist und wer sie gelöst hat, der weiß, dass weder diese Aufgabe, noch, und weit weniger, die Kraft zu deren Lösung, geschweige denn die Lösung selbst, aus der Gemeinde oder irgend einer Mitwirkung derselben komme, sondern von Christus ganz allein und völlig unmittelbar, durch Sein Amt (*Anm.: Dass in allen vorstehend angeführten Beispielen eben nur Amtstätigkeiten, nicht Charismen angeführt worden sind, wird dem Erfahrenen auch ohne diese meine Bemerkung deutlich sein; ich halte jedoch nicht für überflüssig, auf diesen Unterschied hier nachdrücklichst hinzuweisen*).

Anstatt der zuversichtlichen Sicherheit, mit welcher wir, auf Tatsachen fußend, in der Lehre vom geistlichen Amte stehen, sehen wir nun die Theologie der Rhetorik, welcher das Amt aus der Gemeinde kommt, in der größten Unsicherheit. Mit Tatsachen, wie etwa die so eben beispielsweise genannten sind, sich auseinanderzusetzen, scheint dieselbe auch nicht einmal je versucht zu haben: sie bewegt sich in lauter Abstraktionen und, oft ganz unfruchtbaren ja leeren, Theorien. Von diesem Vorwurfe wird ins- (S.94) besondere auch **Höflings** bekanntes Buch (Grundsätze der luth. Kirchenvf.) mit so großem Nachdrucke getroffen, dass man dasselbe, ohne dem Verstorbenen Unrecht zu tun, ein verworrenes Buch nennen kann. Diese Verworrenheit, an welcher übrigens das gedachte Buch nichts weniger als allein leidet – indem vielmehr die meisten Auslassungen über

die Lehre vom Amt, welche von rhetorischer Seite stammen, noch weit verworrenere sind – rührt nun zunächst von den eingewurzelten Theorien von der unsichtbaren Kirche her, an welchen die evangelische Lehre, nicht aber an und für sich das evangelische Grundbekenntnis, die A. Conf. samt Apologie, krankt. Will man sich die Mühe nehmen, über den, auf den ersten Blick allerdings einen gewissen Anstoß gebenden, Artikel VII der A. C., durch welchen die pädagogische Aufgabe der Kirche wo nicht beseitigt, doch ungebührlich in den Hintergrund geschoben scheint, hinauszugehen, und neben demselben auch Art.VIII, XII, XIII, XV mit den dazu gehörigen Erörterungen der Apologie gebührend zu berücksichtigen, so wird sich ergeben, dass diejenige abstrakte Lehre von der unsichtbaren Kirche, welche man als Lehre der evangelischen Kirche aufzustellen pflegt, in der A. C. **keinen** Grund hat. Damit fällt dann schon die Lehre von dem Hervorgehen des geistlichen Amtes aus der Gemeinde; aber wenn man auch jene Vorstellung von der alleinigen Berechtigung der unsichtbaren Kirche gelten lässt, so kommen dennoch die seltsamsten Sätze heraus, wenn man in der unsichtbaren Kirche das besondere Amt leugnet, weil hier die Verwaltung der Gnadenmittel allen gemein sei, und in der sichtbaren Kirche dennoch ein besonderes Amt „um der Ordnung willen“ wie man gewöhnlich sagt, als berechtigt d. h. als zweckmäßig annimmt, Sätze, welche sich schon in der Theorie, auf dem eigenen Boden der Rhetorik, mit Leichtigkeit widerlegen lassen. Denn wenn z. B. der göttlichen Ordnung nach ein besonderes Amt in der unsichtbaren Kirche nicht existieren, dasselbe aber, nachträglich von Menschen (etwa unter Zulassung Gottes) eingesetzt, in der sichtbaren Kirche nicht soll entbehrt werden können, so ist die Schlussfolge unvermeidlich, dass die ursprüngliche Ordnung Gottes für die Erdenwelt nicht ausreichend und der Nachbesserung durch Menschenhand bedürftig sei. Und wie soll es (S.95) möglich sein, dergleichen Dinge nur scheinbar aus der heiligen Schrift zu rechtfertigen!

Wenn aber sogar ganz oberflächliche und kindische Vorstellungen geltend gemacht werden wollen, wie z. B. dass ja doch alle Christen berufen seien, zu aller Zeit und an allerlei Orten Gottes Wort und Werk zu verkündigen, was sich ganz von selbst versteht (indem die Prophetie nach Ausweis des N. T. neben dem geistlichen Amte hergeht und von demselben verschieden ist), mit der hier vorliegenden Frage aber nicht das Mindeste zu tun hat – : dass das geistliche Amt gar kein Amt der Kraft und der Tat sei, sondern nur ein Amt des Predigens (wodurch die Kirche sich in ein theologisches Auditorium moderner Art, die Gemeinde in ein Publikum verwandeln würde, den apostolischen Gaben und Vorschriften, den Bekenntnissen der evangelischen Kirche und den sämtlichen geschichtlichen Zeugnissen ins Angesicht widersprechend) – oder gar, dass das geistliche Amt eigentlich nichts anderes sei als ein freiwilliger Dienst in der inneren Mission, wodurch sogar die Gemeinde aufgelöst werden würde, aus welcher doch nach der Theorie das Amt hervorgehen soll – und Mehreres der Art, so reichen diese Kindereien nicht einmal an die Rhetorik heran, sondern gehören in

die Klasse der Abecedarier, sollen auch hier nicht weiter in Anschlag kommen. Jene Theorien der Rhetorik, selbst unsicher, schwankend, sich selbst widersprechend, machen diejenigen, welche in ihren Dienst sich begeben, auf die bedauerlichste Weise unsicher, schwankend, und aller Zweifel voll. Ein Amt aber, welches mit Unsicherheit und Zweifel ausgeübt wird, ist nicht Christi Amt, ist kein Amt zur Seligkeit, sondern ein Amt des Fluches und der Verdammnis, denn der Kern alles Fluches und aller Verdammnis ist die Ungewissheit und der Zweifel, wie diejenigen Rhetoriker, welche jetzt gern Melanchthon zum Heiligen und zum alleinigen Kirchenvater der Reformation machen möchten, von eben diesem Melanchthon lernen könnten, wenn es ihnen darum zu tun wäre, wirklich etwas zu lernen und nicht vielmehr, kirchenzerstörerische Tendenzen zu verfolgen. Diener jener Theorien sind bei der sonst löblichsten christlichen Gesinnung und dem ernstesten menschlichen Willen allezeit in Ungewissheit ob sie in konkreten Fällen göttliche Drohungen auszu- (S.96) sprechen und geltend zu machen hätten, ob sie Gottes Gerichte für besondere Zustände in der Gemeinde verkündigen dürften, ob sie den Beruf besäßen, die Gemeinde um sich zu sammeln, ob sie mit Erfolg segnen könnten, ob sie die Sündenvergebung mitzuteilen oder bloß zu verkündigen hätten u. s. w., und Viele unter ihnen, welche an sich das Charisma der Gewalt über die Geister (ein *energema dynameon*) besitzen, werden durch diese Unsicherheit sogar in der Anwendung dieser Gabe geschwächt. Wenn sie nun aber Drohungen und Gerichte verkündigen, die Gemeinde rufen, Segen sprechen, absolvieren, und dies nur mit dem leisesten Gedanken daran tun, ob sie das Recht oder die Macht dazu haben, oder auch nur, woher sie ihr Recht und ihre Macht zu leiten haben, ob daher oder dorthin, so sind diese Dinge fast allesamt unkräftig, gewiss aber allesamt, ohne Ausnahme, dem, der sie handhabt, zum Gericht – er fängt notwendig an, das Wort an die Stelle der Tat zu setzen, er fängt an Phrasen zu machen, er schreitet fort zur Heuchelei und endigt mit der Lüge. Wohl dem, welcher in Zeiten zurechtgesetzt und auf seinem Irrwege umgewendet wird, wie es einem sonst redlichen Zweifler meiner Bekanntschaft einst widerfuhr: er wurde als Geistlicher an das Todbett eines schweren Sünders gerufen, welcher in der Bekehrung begriffen war, und Vergebung der Sünden begehrte. Noch im Dienste der Theorie von dem Amte welches aus der Gemeinde komme, folglich auch der, dass er die Sündenvergebung nur zu verkündigen habe, befangen, begann er seine „Verkündigung“. Aber der Kranke rief ihm entgegen: „Die Verkündigung kenne ich längst, und ist mir von Andern noch kürzlich oftmals vorgehalten worden; ich will nicht die Sünden mit allen andern Sünden vergeben haben, ich will meine Sünden vergeben haben; ich will wissen, ob Sie Recht und Macht haben, mir diese Sünden zu vergeben“. Damit, sagte er, seien ihm die Schuppen von den Augen gefallen, und er habe dasmal und seitdem allezeit die Vergebung der Sünden nicht verkündigt, sondern im Namen des Herrn Christi erteilt. Oder wie es einem Andern ging, welcher auch noch der Theorie vom Amt aus der Gemeinde diene, sich aber doch, im gehorsamen

Dienste seiner Agende, daran hielt, dass er die Sündenvergebung zu erteilen habe: diesem kommt im Vorlesen der Absolution der aller- (S.97) dings bei jener Theorie nicht wohl abzuweisende Gedanke, dass ja somit die Gemeinde sich selbst die Sündenvergebung erteile, dies aber ein unlösbarer Widerspruch sei. Er stockt im Lesen und hält zu nicht geringem Schrecken der Gemeinde lange inne – aber für immer geheilt von der Theorie kehrt er in seine Wohnung zurück.

Die konsequentesten aber freilich auch leichtfertigsten Theoretiker kommen dahin, zu meinen, dass sie, deren Amt aus der Gemeinde stamme, mit demselben auch an das „christliche Zeitbewusstsein“ gebunden seien, und nun ist nur noch ein Schritt zu der widerchristlichen Rohheit, den Zustand (das Bewusstsein, die Meinungen) der Einzelgemeinde als Norm für das geistliche Amt und dessen Verwaltung zu betrachten. Bevor die Besseren zu dieser leichtfertigen, aber unvermeidlichen Konsequenz gelangen, wogen in ihnen die Zeitgedanken und die ewigen Gedanken, die Gewissheiten und die Ungewissheiten, Menschenmacht und Gottesmacht, Menschenrecht und Gottesrecht, gleich dem unstillen Fluge von Vogelscharen auf und ab, und dieses Wogen und Schwanken versetzt sie oft in den mitleidswürdigsten Zustand, bis sie dann, um dieser einem menschlich festen Charakter auf die Dauer unerträglichen Schwankungen definitiv los zu werden, sich in die Konsequenz der Akkommodation an das Zeitbewusstsein oder an das augenblickliche Gemeindebewusstsein durch einen Todessprung flüchten. Wie man das Hervorgehen des Amtes aus der Gemeinde aus dem Neuen Testamente und aus den Bekenntnissen der evangelischen Kirche rechtfertigen könne, würde schlechthin unbegreiflich sein, wenn nicht die Furcht vor den unbeugsamen Tatsachen und die Liebe zu den biegsamen Worten so Vieles erklärte. Das *matheteuein*, *baptizein* und *didaskein* welches Matth. 28,18-20 dem Apostolat verliehen wird, ist doch eben das, was das geistliche Amt noch heute zu verrichten hat, und soll dauern bis zur Vollendung des *aion*; die Rhetoriker selbst aber verstehen doch wenigstens an dieser Stelle den *aion* nicht von der Apostelzeit. Daraus folgt aber, wenn nicht der verkehrte Wille den Verstand auf Nebenwege führt, dass nicht allein die Apostel, sondern diejenigen, welche ihnen nachfolgen, die Tat Christi des Herrn: das *matheteuein* woraus alle andern Handlungen des geistlichen Amtes folgen, in welchem sie sämtlich wie im Mutterschoße verschlossen liegen, an Seiner Statt (S.98) und in Seinem Namen zu wiederholen haben bis an das Ende der Tage. Auszuweichen ist dieser Konsequenz ohne die krausesten Nebensprünge, welche sich selbst richten, nur auf einem der beiden Wege: entweder hat Christus sich vorgestellt, er werde mit dem Tode des letzten Apostels zur *synteleia tou aionos* wiederkehren – dann war er ein falscher Christus, nicht Davids und nicht Gottes Sohn; oder es musste, nach irvingianischer Vorstellung, der Apostolat fort dauern. Dann hat sich der Herr Christus in seinen Aposteln (vielmehr genauer: in der Wirksamkeit des heiligen Geistes) geirrt, und er ist wiederum nicht der rechte Christus.

Erwägt man nun noch die weiteren, vollkommen deutlichen und eine Missdeutung nur dem absichtsvollen Misswillen übrig lassenden Bestimmungen des N. T. über das von Gott eingesetzte Amt der **Hirten** und Lehrer, welches identisch ist mit dem **Episcoponen-** (Presbyter-) Amte 1. Petr. 5,2. Act. 20,28, mit den **hegoumenois** (Act. 15,17. Hebr. 13,7.17) und **proistamenois** (Röm. 12,8. 1Thess. 5,12), und Abbild und Fortsetzung des Erzhirtenamtes (Joh. 10. Joh. 21. 1Pet. 5,4. 2,25. Hebr. 13,20); wie diese Hirten von den Aposteln und Evangelisten eingesetzt werden und die Fortpflanzung dieser Einsetzung sogar ausdrücklich anbefohlen wird (2. Tim. 2,2), im Gegensatz gegen die aus der Gemeinde hervorgehenden falschen Lehren (2 Tim. 4,2), – erwägt man dies alles, so staunt man schon über das Emporkommen einer Theorie vom geistlichen Amte, nach welcher dasselbe aus der Gemeinde hervorgehen soll, erschrickt aber darüber, dass es in unserer Zeit der angestregten Schriftforschung und „Vertiefung“ in die Schrift möglich gewesen ist, diese der Schrift ins Angesicht widersprechende Theorie nicht nur fortzupflanzen, sondern sogar eigens auszubilden. Erklärlich wird dies nur, wenn man weiß, welche unglaubliche Macht überkommene Redensarten, rhetorische Sätze, auf so viele Gemüter ausüben. Die **Sachen** haften bei ihnen nicht, aber die **Worte**. Wo möglich noch unbegreiflicher ist es, wie man den unzweideutigen Worten der A. Confession gegenüber (Art. V. im deutschen Originaltext, Art. XXVIII), und der umständlichen und eindringlichen Erörterung der Apologie nicht achtend, die Einsetzung des geistlichen Amtes als unmittelbar göttlichen Ursprungs, das Amt (S.99) als unmittelbar göttliche Potestät, unmittelbar göttliches Mandat hat in Abrede stellen oder nur anzweifeln können. Wenn im Art. XXVIII der A. C. die Mitteilung des heiligen Geistes, welche der Herr nach Joh. 20 den Aposteln verleiht, und sein Befehl Marc. 16 ohne Weiteres auf die Potestät der Bischöfe und Pfarrer angewendet wird (wie dies noch jetzt in unsern Kirchenordnungen Rechtens ist) so gehört Albernheit, Verkehrtheit und tendenziös böser Wille zugleich dazu, um zu leugnen, dass das geistliche Amt in der Kirche das Nachfolgeramt der Apostel und eben so berufen sei, wie die Apostel berufen waren, die Taten des Herrn – das Evangelium zu predigen, die Sakramente zu reichen, die Sünden zu behalten und zu vergeben – in der Welt zu deren Erlösung zu wiederholen. Ja sogar der *ordo ecelesiasticus*, der doch vom *ministerium ecclesiasticum* zu unterscheiden ist (er ist das *consequens*, das *ministerium* das *antecedens*) wird von Melanchthon in der Variata zu Art. XIV der Gemeinde entzogen, indem er das rite vocatum esse dadurch erklärt: „*sicut et Paulus praecipit Tito, ut in civitatibus Presbyteros constituat*“, und die Apologie lässt sich zu Art. XIII zu der Erklärung herbei, dass der *ordo*, als Dienst am Wort und Sakrament, auch ein Sakrament genannt werden könne, denn der *ordo* habe Zweierlei, was zum Sakrament gehöre: göttliches Mandat und göttliche Verheißung; deshalb könne denn auch die Handauflegung ein Sakrament genannt werden. Wie man gegen diese symbolischen Bestimmungen und Aussprüche den Anhang zu den Schmalkalder Artikeln *de potestate et jurisdictione episcoporum* anführen kön-

ne, ist, wenn man nicht Absichtlichkeit annehmen will, nicht anders als aus Nachlässigkeit und Leichtfertigkeit zu erklären; dieser Anhang handelt von nichts Anderem, als von den Stufen des geistlichen Amtes, von welchen mit Recht behauptet wird, dass sie *humani juris* seien, und dass die Ordination, durch einen Pfarrer in seiner Kirche vollzogen, *jure divino rata* sei; dass also, wo die Kirche mit ihrem Amt sei, da auch die Wahl und Ordination der Geistlichen eine rechtmäßige sei, und folglich die Kirche an die Ordination ihrer Diener durch die damaligen dem Evangelium feindseligen Bischöfe nicht gebunden sein dürfe. Von einem Ursprunge des **geistlichen Amtes** aus der **Gemeinde** enthält dieser Anhang nicht nur nichts, sondern im Eingange

(S.100) (*Evangelium tribuit his, qui praesunt Ecclesiis, mandatum docendi Evangelii, remittendi peccata, administrandi Sacramenta, praeterea jurisdictionem, videlicet excommunicandi eos qui rel.*) gerade das Gegenteil, und vom Ursprunge des ordo aus der Gemeinde, mit Übergehung des Amtes in der Gemeinde, nichts weiter als – die Wahl der Geistlichen, deren Bestätigung durch den Bischof vorbehalten bleibt (*Anm.: Die präceptive (symbolische) Stelle dieses zweiten Anhangs zu den Schmalkalder Artikeln ist der Schluss desselben: Cum igitur Episcopi usw.: alles Vorausgehende ist Begründung. Außerdem ist es klar und unwidersprechlich, dass in der ganzen Darstellung dieses Anhangs die Ecclesia nebst den Pfarrern und das Pfarramt selbst den Episcopis entgegengesetzt, die ordinatio also, welche der ecclesia vindiziert wird, nicht der ecclesia ohne das Hirtenamt, sondern dem Hirtenamt in dieser ecclesia im Gegensatz gegen die Usurpation der Ordination Seitens der Bischöfe zugeeignet wird.*)

Da handelt es sich aber nicht um geistliches Amt, und um den *ordo* nur in zweiter Stelle, insofern nämlich durch die Wahl die Erteilung des ordo bedingt wird, denn dass „Ursprung des geistlichen Amtes aus der Gemeinde“ und „Wahl eines einzelnen Pfarrers durch die Gemeinde“ eins und dasselbe sei, wird doch wohl selbst der phrasenhafteste und ansichtenvollste Rhetoriker nicht behaupten; das wäre eine Behauptung, kaum eines Rudimentarius und Abecedarius würdig.

Dass in neuerer Zeit der geistliche Stand auch das geistliche Amt, durch welches er ist, was er ist, mit allen Befugnissen welche demselben zustehen und allen Pflichten welche dasselbe auferlegt, und die dem Stande zukommenden Rechte, namentlich die Selbständigkeit auf dem kirchlichen Gebiete, wieder in Anspruch nimmt, das erregt vor allem den Zorn der Welt: den jenseitigen Gott, den fernen längst gestorbenen Christus, das Phantasma des heiligen Geistes lässt sie sich gefallen; sobald aber dieser Gott diesseitig werden, der tote Christus sich als lebendig und gegenwärtig darstellen und sogar in der wirklichen Welt regieren, der phantastische heilige Geist sehr merklich in die Realität einrücken und über diese Realität richten will – da treten die Mächte des Fleisches auf: die Massen des Pöbels aller Stände erheben ein einstimmiges unartikulierte Wutgeschrei, und die Sansculottes der Salons, der Tabagieen und der Theologie rufen Tag für Tag dem süßen Pöbel (S.101) zu: Hierarchie – Pfaffenherrschaft – Katholisieren –

Papsttum – Tridentinum – tiefes Mittelalter – dicke Finsternis – Geistesknechtschaft – Inquisition – Scheiterhaufen! – Und sofort beginnt durch Nachrufen dieser Wörter vieltausendstimmiges Charivari. Schon der erste dieser Rufe gehört **nur** dem Pöbel an. Je lauter aber der Pöbel schreit, um so mehr befähigt sich der geistliche Stand, diejenigen Funktionen zu übernehmen, die ihm entrissen sind, die ihm aber nicht allein nach göttlichem Rechte, wonach die Welt des Fleisches nicht viel fragt, sondern auch nach menschlichem Rechte, wonach zu fragen sie doch leicht veranlasst werden könnte, zustehen, nämlich nach dem Rechte der Augsburgerischen Confession (in der Vorrede, im 14. und 15. so wie im 28. Artikel), woraus leicht eine dereinstige Revision unseres dermaligen Kirchenrechtes folgen möchte. Einstweilen danken wir den Sansculotten und dem Pöbel für das erhobene Geschrei, und wünschen, dass dasselbe vorerst noch einige Zeit fort-dauern möge, damit jene Befähigung gedeckt durch diesen Korybantenlärm Zeit und Veranlassung habe, zur Reife zu gedeihen.

X. Homiletik.

Die Homiletik der Universitäten nicht allein, sondern auch die Predigtweise, wie sie bei uns noch überwiegend herrschend ist, trägt noch immer den Charakter einer überwiegend rhetorischen Zeit; einer Zeit, in welcher nicht nur als unerschütterliches Axiom feststand, dass die Predigt der alleinige Inhalt des Gottesdienstes sei, sondern in welcher auch die ästhetische Darstellung, somit die Rhetorik im eigentlichsten Verstande, die ausschließliche Norm der Homiletik und der Predigt war. Dem Stoffe stand man fern, und zog denselben nur von außen her in seinen Bereich; von einer Gemeinde, welche man vor sich haben müsse, wusste man nichts, sondern nur von einem Publikum, und von einer „Wirkung“ auf dieses „zuhörende Publikum“ wusste man nur in so fern, als man sich stritt, ob man „durch den Kopf auf das Herz, oder durch das Herz (S.102) auf den Kopf wirken solle“, wie ich das noch selbst erlebt habe. Der Erfolg war, dass weder für das „Herz“ noch für den „Kopf“, aber wohl an den Herzen vorbei und über die Köpfe hinweg, zuweilen für die Schnupftücher, gewiss aber und allezeit das „Publikum“ zur Kirche hinaus gepredigt wurde.

Diese Zeit ist noch nicht gänzlich überwunden; die rhetorische Theologie, welche allerdings wieder darauf hält, dass „biblisch“ gepredigt werden müsse, stellt doch noch immer in erster Linie die alte, wenn schon hin und wieder etwas modifizierte Forderung auf, dass die Predigt ein Kunstprodukt sein müsse, und gibt für das Disponieren noch immer Regeln, welche nicht allein aus der Kantischen, sondern sogar noch aus der Wolfischen Formelphilosophie stammen – wo nicht gar hin und wieder in der Homiletik sogar Hegelsche Kategorien spuken. Daher denn das Zugeknöpfte, Steife, Trockene, Hölzerne, Gedrechselte, was unsere Kandidaten von den Universitäten auf die Kanzeln mitbringen, das ihnen oft gar ernstlich und mit leider nur zu gutem Erfolge eingeprägte Vermeiden aller „Ent-

schiedenheit", was, wie ich mehr als einmal mich überzeugt habe, zu einem ganz offenbaren Ja und Nein in einer und derselben Predigt führen **kann**, zu einem versteckten Ja und Nein, mithin zu gänzlicher Ohnmacht und Leere der Predigt führen **muss**; daher das Flaue und Dünne der Darstellung, weil vor den „Bildern“ des alten Testaments, vor den „Spitzen und Ecken“ gewarnt worden ist, daher endlich die Sprache, welche dem Volke seit langer Zeit eine gänzlich unverständliche geworden ist, so dass mit Fug behauptet werden kann, das Volk würde sich an einer lateinischen Liturgie vollkommen so gut wo nicht besser erbauen, als an vielen unserer modernen, die Sprache der Katheder, Bücher und Salons redenden deutschen Predigten. Dazu fehlt es dann an aller Bibelkenntnis; die herkömmlichen Zitate kommen zwar wohl in den Predigten vor, aber nur zu oft sind diese Zitate gerade die allgemeinsten Stellen, während die konkreteren, direkt einschlagenden, mitunter geflissentlich gemieden, mitunter gar nicht gekannt werden, und die Geschichte der heiligen Schrift, als unbekannt oder als „allzu bekannt“ wie mir einst ein Kandidat als Entgegnung auf meinen Tadel seiner aller Geschichte entbehrenden Predigt ganz treuherzig sagte, vorbei gelassen wird. Von solchen Predigten, auch (S.103) denen die in bester Meinung gehalten werden, lässt sich kaum noch sagen, dass sie Gottes Wort wären, ja kaum, dass sie Gottes Wort enthielten. Jedenfalls sind diese Predigten wie eigens dazu eingerichtet, dass das Volk Gottes Wort aus denselben nicht soll kennen lernen. Wenn auch über die Perikopen gepredigt wird, so verläuft doch die Auslegung derselben so sehr außerhalb der Anschauungsweise und Ausdrucksweise der heiligen Schrift, dass man reines Menschenwort, und nicht mehr das Wort der Offenbarung zu hören bekommt: Schrift mit Schrift auszulegen, diese Kunst ist ungemein selten und wird von den Universitäten fast niemals mitgebracht. Dagegen wird in den Predigten ein lästiger Fleiß auf die Exegese d. h. die biblische Literatur verwendet: in Predigten über Texte aus den Briefen an die Korinther habe ich ganze Viertelstunden über die Zustände der Gemeinde von Korinth, in einer Predigt über einen Text aus der ersten Hälfte des Römerbriefs eine noch längere Abhandlung über die Disposition dieser ersten Hälfte, in einer Predigt über Joh. 14,6 eine Exposition über die „von Johannes gebrauchten allgemeinen Begriffe“ **Wahrheit** und **Leben** mit angehört, welche kein Ende finden zu können schien. Alles dies von Männern der besten Meinung, unter ihnen von einigen, welche wirklich gläubig waren. Dazu kommt denn das leidige Streben, welches übrigens nicht bloß von der rhetorischen Theologie, sondern von dem „gebildeten Publikum“ hervorgerufen, ja gefordert und begünstigt wird, allezeit etwas „Neues“ zu sagen: eine Wiederkehr der schlagenden Stellen der h. Schrift von Predigt zu Predigt, aus welcher das christliche Volk ehemals einen großen Teil seiner Bibelkenntnis schöpfte und welche ihm allein das Verständnis der Predigt vermittelte, in welcher es auch von schwachen Pfarrern allezeit Gottes Wort gepredigt erhielt – eine solche Wiederkehr und Repetition wird von der rhetorischen Theologie als

trivial und geschmacklos verboten, und von dem „Publikum“ selbst dem „gläubigen“, für unerträglich langweilig erklärt.

Wer Homiletik lehren und Evangelisten erziehen will, der muss den Mut haben, an die Spitze seiner Lehre den Satz zu stellen: die **Predigt muss ein Zeugnis sein**, und zwar ein **durch Gebet vermitteltes** Zeugnis. Dazu gehört, dass der Prediger Christum eine Gestalt in der Rede gewinnen lasse, wie Er im (S.104) Denken und Wollen, im **Leben** eine Gestalt gewinnen soll, und dazu wieder, dass in dem Prediger Christus eine Gestalt gewonnen habe, sei es auch vorerst noch eine dunkle – nur eine **wirkliche Gestalt**: dass der Prediger etwas von Christus dem Herrn, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, **erfahren**, nicht bloß gehört, gelernt und sich anempfunden habe. Das „Ich bin dein und du bist mein, uns soll der Feind nicht scheiden“ muss der Grundton jeder evangelischen Predigt sein; jede Predigt soll, wo nicht ganz und gar, doch wenigstens an **einer** Stelle, das ganz, wahr und tief empfundene Heil in Christo enthalten: einmal wenigstens in jeder Predigt, wo nicht in jeder ganzen Predigt, soll der Prediger in demselben Zustande geistlich sein, in welchem der wahre Dichter weltlich sich befindet, wenn er dichtet: dass seine ganze Seele von **einem** Gegenstande erfüllt ist.

Wenn dies an die Spitze der Homiletik gestellt, dies von allen geistlichen Autoritäten, zumal von den Ephoren, von allen erfahrenen Pfarrern, deren Obhut, Fürsorge oder Einwirkung irgendwie ein Kandidat des Pfarramts unterzogen ist, auf das Eindringlichste gelehrt und eingeschärft, und dann Anweisung erteilt wird, auf welche Weise man zu der Fähigkeit jenes Zeugnisses gelange – dann muss aufhören das doktrinäre und moralisierende, schematisierende und rhetorisierende Predigen, an welchem unsere jüngere theologische Welt noch über Gebühr krank liegt, und welches in manchen Schichten einen fast bedenklichen Charakter anzunehmen scheint: man bildet sich ein, Christentum zu predigen, und predigt – Wörter, Phrasen, gleich als wären sie aus einer biblischen Konkordanz nach dem Alphabet zusammengelesen.

Das ist denn auch der Punkt, an welchem sich unsere evangelische Predigt von der katholischen Kanzelberedsamkeit bestimmt scheidet, ein Unterschied, auf den nicht mit aller Entschiedenheit hingewiesen zu haben, vielen Homileten unserer Tage zum herben Vorwurf gemacht werden muss. Dem katholischen Priester ist es verwehrt, ein Zeugnis abzulegen, verwehrt durch seine ganze Stellung in seiner Kirche und zu seiner Kirche; er kann nur zweierlei: demonstrieren und moralisieren, Beides aber meist mit weit größerer Virtuosität als wir. Auch ist es eben unsere Aufgabe, **nicht** zu demonstrieren und **nicht** zu moralisieren. (S.105) Das ist aber sodann auch der Punkt, an welchem sich dereinst noch ohne Frage ein großes Erlebnis in unserer Kirche anknüpfen wird, welches dann auch mit siegender Macht in die katholische Kirche eindringen muss. Wird das geistliche Amt wieder in seiner wahren Gestalt, als unmittelbares göttliches Mandat erfasst und geltend gemacht sein, so wird sich sofort daran die, einst einseitig und darum unfruchtbar behandelte, von den Pietisten bereits aufgeworfene Frage knüp-

fen, ob nicht jeder Pfarrer ein Bekehrter sein müsse? Und diese Frage wird alsdann, aber auch alsdann erst, wenn die Lehre vom Amt als einer direkten und unbedingten Mandatsvollstreckung Christi wieder fest bei uns steht, vollständig beantwortet werden können, damit aber die ganze Lehre vom geistlichen Amt und vom geistlichen Stand eine Umgestaltung erfahren, und zwar nicht allein in der evangelischen Kirche. Dieses neue Erlebnis muss in unserer Mitte ein Licht anzünden, bei welchem wir das Angesicht des zu seiner Wiederkunft sich rüstenden Herrn so deutlich sehen, wie es die Christenheit bis daher noch nicht gesehen hat, und eben darum wird dieses Licht wie ein Blitzstrahl von uns aus durch die ganze occidentalische Kirche leuchten. Dieses Erlebnis werden wir machen, nicht die katholische Kirche, welche überhaupt alles, was im Leben der Christenheit noch zu erleben ist, **durch uns** erleben wird.

Noch sollte es sich von selbst verstehen, aber es versteht sich leider nicht von selbst, dass in der Homiletik auch die Charismen für die Predigt aus der h. Schrift und der Erfahrung der Kirche heraus charakterisiert und unterschieden würden – es pflegt gemeiniglich nur von "natürlichen Anlagen", und oft noch dazu äußerst oberflächlich, die Rede zu sein; es fehlt dazu freilich denjenigen Homiletikern, welche rhetorische Theologen sind, an allem Boden der Tatsachen und der Erfahrung. Es sollte auch nachdrücklicher und umständlicher davon die Rede sein, dass der Prediger sich als geistlichen Mittelpunkt der Gemeinde, dass er sich als im Amte der Sündenvergebung stehend, dass er sich als Ausleger der Geheimnisse Gottes, zumal der Sakramente fühlen und wissen, dass er mithin nicht über etwas **reden**, sondern dass er etwas **geben**, dass er lebendiges Brot, Seelenspeise, geben müsse. Es sollte auch davon in der entschiedensten Weise die Rede sein, oder vielmehr nicht die Rede sein sondern ein starkes (S.106) und herzdurchdringendes Zeugnis davon abgelegt werden, dass vor allem von der Predigt der Geruch des Lebens zum Leben und der Geruch des Todes zum Tode ausgehe, ausgehen müsse; dass, so lange die Phrase, auch die christlichst klingende, von der Kanzel vernommen werde, die Welt einen Widerspruch nicht erheben werde, dass aber der Widerspruch, dass der Hass der Welt notwendig sei, und dies – die Scheidung – nur durch die Predigt vom gekreuzigten Christus, wie dieselbe den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit ist, erreicht werden könne. Eine solche Scheidung durch eine weltlich törichte Predigt zu bewirken, sei jedes rechten Predigers Pflicht, und nur daran werde der rechte Prediger erkannt. – Alle diese Dinge, als Tatsachen, passen freilich nicht in die Rhetorik. Beklagt aber kann werden, dass nicht – so weit ich mich umzusehen Gelegenheit gehabt habe, von fast allen homiletischen Kathedern herab und in den meisten Predigerseminaren Deutschlands – den **Anfängern** eine gehörige Anweisung gegeben wird, wie sie, denen die Erfahrung naturgemäß abgeht, es möglich machen sollen, ein Zeugnis, als den Charakter der Predigt, in ihren Predigten niederzulegen? wie sie sich dagegen zu schützen haben, dass sie nicht ihre Schranken überspringen, Fremdes, ihnen noch nicht Gehöriges, anrühren, eingebildete, anemp-

fundene Zeugnisse produzieren und damit am Ende sich in christliche Phrasen, in fromme Unwahrheiten und zuletzt in geistliche Lügen hineinreden?

Es gibt hier nur ein Mittel, so viel ich weiß, die Anfänger vor dieser sehr großen Gefahr zu bewahren. Sie müssen sich an den objektiven Tatbestand der Zeugnisse unmittelbar anschließen d. h. **historisch** predigen. Man lasse sie zunächst nur die einfachen Geschichten des alten Testaments, und zwar in der allereinfachsten Weise, auslegen oder selbst nur erzählen – und es ist kein geringer Ruhm, eine Geschichte des alten Testaments im rechten Stil von der Kanzel zu erzählen; daran lernen sie nicht nach menschlicher Logik wohl aber nach göttlicher Logik disponieren, zusammenhängend, nicht im Sinne irgend einer menschlichen Philosophie oder Historik, denken, an Tatsachen sich zurechtfinden und in Tatsachen sich hineinleben. Eines solchen Stoffes muss auch (S.107) der ausgehende Studierende und angehende Kandidat vollkommen mächtig sein. Aber wessen er nicht mächtig ist, und was ihm doch gerade für den Anfang empfohlen wird, das sind die sogenannten „leichten Texte“, wie denn z. B. Stellen aus dem hohenpriesterlichen Gebet des Herrn, oder die acht Seligkeiten, oder Stellen aus den Pastoralbriefen z. B. 1. Tim. 4,8 als solche „Kandidatentexte“ von unverständigen Rhetorikern noch heute wie vor vierzig Jahren empfohlen werden, an welchen die Jünglinge, weil dieselben weit über ihren Erfahrungskreis hinausgehen, nichts anderes lernen, als Phrasen machen. Ich weiß von sehr Vielen, welche eben an solcher Kraftüberschätzung, an leichtsinniger, vorzeitiger Behandlung schwieriger Predigtgegenstände als fade Schwätzer zu Grunde gegangen sind, wiewohl sie nach Naturanlage und Gesinnung nicht für diese Art geistigen Verderbens bestimmt schienen. Ich danke es einem, in unserm Lande viel genannten und als plumper Rationalist nicht ganz mit Unrecht verachteten Kirchenbeamten – demselben, von welchem schon einmal in diesen Blättern die Rede war – dass er mich auf diesen Punkt zeitig aufmerksam und mir an Jesaja 49,15 nachdrücklich begreiflich machte, dass solche scheinbar leichte Texte „für ein Kandidaten nicht passten und viel zu schwer wären“. Mir hat die Warnung geholfen, und das sei dem Warner im Grabe verdankt. Möchte sie auch Anderen helfen! Nötig ist sie noch in gleichem Grade wie vor fünf und dreißig Jahren.

XI. Pastoraltheologie.

Die Anweisung zur Führung des geistlichen Amtes, wie sie auf den Universitäten gegeben zu werden pflegte und noch größtenteils gegeben zu werden pflegt, muss ich schon darum im Ganzen zu der Theologie der Worte und Redensarten rechnen, weil diejenigen, welche dieses „Collegium lesen“ meist von dem Gegenstande selbst äußerst wenig oder gar nichts verstehen, wenn sie gleich mit der „einschlagenden Literatur“ auf das Vollständigste (S.108) und Genaueste bekannt sind. Die beste Pastoraltheologie pflegt noch heut zu Tage darin zu bestehen, dass die äußeren Amtsverrichtungen des Pfarrers, wie dieselben durch die spezi-

elle Kirchengesetzgebung geregelt sind, vollständig und wenn es hoch kommt, mit Beziehung auf das allgemeine oder besondere Kirchenrecht, dargestellt werden, sodann in – Bücherweisheit. Aber es gab auch Collegia über Pastoraltheologie, welche dem Dozenten nur Veranlassung zur Erzählung von Anekdoten, den Zuhörern zum Lachen und zum Spott gaben, und andere voll so überschwänglicher, hohler, tönlicher Phrasen und überhaupt von so fader, trivialer, ja alberner Beschaffenheit, dass kräftigere Gemüter mit Widerwillen gegen das geistliche Amt erfüllt wurden und dem Anhören solcher Erbärmlichkeiten lieber ganz entsagten. Und ganz sind selbst diese traurigen Erscheinungen heut zu Tage nicht ausgestorben. Nicht einmal Claus Harms, der doch eine drastische Arznei hätte sein können, hat in manchen Kreisen nur eine merkliche Wirkung hervorgebracht. Indes, Bücher können hier überhaupt nicht eigentlich wirken, sondern nur **anregen**: die Wirkung muss von einer Person und der mündlichen Darstellung der inneren und äußeren Erfahrungen derselben ausgehen – wenn irgendwo in der Theologie, so ist hier **Meisterschaft** und **Jüngerschaft** unbedingt notwendig. Ich hebe nur einige wenige, nicht einmal der wichtigsten, sondern der nächstliegenden Punkte und zwar diejenigen hervor, deren Mängel mir teils früher teils später am auffallendsten im wirklichen Leben entgegen getreten sind.

Als Grundlage einer wirklich gedeihlichen Pastoraltheologie wäre eine Einrichtung nicht bloß nützlich, sondern nötig, welche sich auf den Universitäten freilich nicht findet noch finden kann, so lange deren jetzige Organisation entweder überhaupt oder für die Theologen nicht geändert wird. Ich meine die, dass die Theologen an der akademischen Freiheit, so weit dieselbe Ungebundenheit ist, Teil zu nehmen verhindert würden. Was kann auch die ernsteste Unterweisung im Gebete und in der Gebetszucht, die eindringlichste Anweisung zur Zurückhaltung, Nüchternheit und Enthaltbarkeit, deren der Pfarrer bedarf, oder zur Meditation usw. helfen, wenn eben an dem Morgen, wo diese Unterweisung oder Anwei- (S.109) sung erteilt wird, die Zuhörer vom Kommers oder vom Duell kommen? wenn sie in ihrem dermaligen Leben das Gegenteil von aller Nüchternheit und Enthaltbarkeit sehen, und zwar so nahe um sich sehen, dass sie diesem Gegenteil in der Tat nicht überall – z. B. nicht dem in unserer Zeit mehr als jemals seelenverderblichen Luxus der Studentenwelt – ausweichen **können**? Und dass dies Nichtausweichenkönnen volle Wahrheit ist, wird jeder bestätigen müssen, welcher das Leben zumal auf mittleren und kleinen Universitäten kennt. Was hilft es, ihnen das Wesen des kirchlichen Lebens darstellen und an das Herz legen, wenn in ihren Umgebungen ihnen das direkte Widerspiel alles kirchlichen Lebens als berechtigt entgentritt, und niemand darnach fragt, ob sie nur einmal Sonntags die Kirche besuchen und ob sie das heilige Abendmahl genießen? – Dass, was auf dem Wege einer allgemeinen wohl zu den Hoffnungslosigkeiten gehörenden Einrichtung nicht zu erreichen steht, von den Professoren der Theologie durch eine ihren Studierenden zugewendete **geistliche** Hut und Pflege ersetzt werden möge, wird gleichfalls wohl zu den frommen Wün-

schen gehören, so lange die theologischen Fakultäten sich nicht als Kirchenglieder fühlen, so lange deren Professoren lieber Lehrer als Meister sein wollen und deshalb durch jene geistliche Obhut sich ihre „freie Stellung“ zu den Studierenden und, was die Rhetoriker betrifft, zur „Wissenschaft“ zu verderben fürchten. Was in der jetzigen Pastoraltheologie noch in auffallender Weise fehlt, ist die Anweisung zur **Gebetszucht**, welche der Pfarrer gegen sich selbst und gegen seine Gemeinde zu üben hat. In früheren Zeiten fehlte diese Anweisung in der Pastoraltheologie nicht, wie z. B. aus **Rambachs** Homiletik zu ersehen ist. Dass der Pfarrer täglich wenigstens einmal eine geistliche Sabbathsfeier, wie Rambach das nennt, halte, ist unerlässlich: täglich einmal muss der Lauf der gewöhnlichen, immerhin auch geistlichen Geschäfte und Gedanken, auf die Dauer von wenigstens einer Stunde gänzlich gehemmt werden; täglich einmal muss die Seele des Hirten, welcher die Seelen der ihm Anvertrauten auf seiner Seele liegen hat, völlig still werden, so dass sie mit Fug sagen kann: Rede, Herr, dein Knecht höret; täglich einmal muss ein Gespräch zwischen der Seele und ihrem Heiland in Frage und Antwort (S.110) Bitte und Erhörung, Klage und Trost, Lob und Friedensgruß hin und her gehen; täglich einmal muss die Seele hören: „Ich komme bald“ und täglich antworten: „Ja komm Herr Jesu“. Dies muss in der Pastoraltheologie gelehrt, es müsste das in derselben aber auch in seinen ersten Anfängen geübt werden, denn ohne zeitige, Übung gelingt es im Amte, unter den oft überwältigend auf den Neuling eindringenden, geschäftlichen Zerstreungen, nur schwer und spät oder gar nicht, diesen festesten Boden des Amtes zu gewinnen, auf welchem unsere Großväter, ja teilweise unsere Väter noch standen. Das Brevierbeten der katholischen Priester kann totes Lippenwerk sein und ist es oft, aber eine unbezweifelt richtige Grundlage liegt dem Gebote des Brevierbetens unter; greifen wir diese Grundlage auf, wir, die wir die Werkgerechtigkeit überwunden haben: wir besitzen die Fähigkeit, aber auch die Verpflichtung dazu.

Eben so soll nun auch eine Anweisung erteilt werden, wie, der Pfarrer in seiner Gemeinde die Gebetszucht üben soll – ein Gegenstand, auf welchen schon in früheren Abschnitten hingedeutet worden ist: wann und wie, und wann nicht „aus dem Herzen“ gebetet werden soll; wann die Psalmen, und welche, wann das Unser Vater und das Credo und der Dekalog gebetet werden sollen: wann besondere Fürbitte und Danksagung, wann das Gebet der Buße eintreten soll; wie das Gebet des Herrn mit Anwendung auf die besonderen Zustände des Betenden anzuwenden, wie die Aufmerksamkeit und Sammlung im Gebete zu erzielen sei und so ferner. „Dass man dies von einem rechten Pfarrer besser lerne als von allen Professoren in der Welt zusammen“ wie mir öfter entgegnet worden ist, gebe ich zwar teilweise zu, nur schließt dies nicht aus, dass es doch auch von den Professoren, freilich im Amt erfahrenen, von Herzen Gläubigen und im Glauben fest stehenden, gelehrt werden könne, wäre es auch nur in den ersten Rudimenten.

Ferner ist es in der Pastoraltheologie nötig, eine scharfe Signatur der Zeit sowohl im Allgemeinen als im Besondern mitzuteilen. Wenn unsere theologischen Jün-

ger die Fackeln zu tragen haben, welche dort dem wiederkommenden Herrn Christus voran, hier dem Antichrist ins Angesicht leuchten sollen, so müssen wir ihnen diese Fackeln auch anzünden. Es handelt sich also darum, (S.111) die geistigen Zeitströmungen in ihrem Verhältnisse zum Predigtamte, zur Kirche, zu der Zukunft des Herrn, aber auch zu der äußeren, näheren, weltlichen Zukunft auf das Bestimmteste zu charakterisieren und die Aufgaben, welche der Diener am Worte diesen Strömungen gegenüber zu lösen hat, mit unerbittlicher Schärfe vorzeichnen: Genuss- und Luxuswelt, Industrie (die s. g. „Intelligenz“), Materialismus, Pauperismus und Kommunismus, Revolution und „Omnipotenz des Staates“, Literatur, Geniekultus, Kunst und Wissenschaft, dazu die (überall nur aus Vernachlässigung des geistlichen Amtes auf der einen, durch Verkennung und Nichtachtung desselben auf der anderen Seite entstandenen) Bestrebungen der inneren Mission, müssen in unsern Tagen Gegenstände der akkuratsten Darstellung der Pastoraltheologie sein. Hier gilt es nun, nachzuweisen und mit nachdrücklicher Gewissensschärfung zu lehren, dass das Wort Gottes bisher mit Eingehen in alle jene weltlichen Bestrebungen, mit weltlicher Weisheit und im Vertrauen auf weltliche Stützen sei verkündigt worden; dass die Hände, welche Tag und Nacht hätten arbeiten sollen, um die Seelen aus der Tiefe zu ziehen, sich dem zeitlichen Erwerb, dem Spiel und Zeitvertreib zugewendet und jene Mächte der Welt hereingezogen haben in die Kirche; dass die Herzen, welche in heißer Liebe und herzlichem Erbarmen hätten brennen sollen, von dem Feuer irdischer Leidenschaft und dem Rauch irdischer Gedanken sind erfüllt, oder dass sie kalt gewesen sind wie Steine, und haben die Scharen der weltlichen Versuchungen und Lüste, welche in die Gemeinde einbrachen, gleichgültig und empfindungslos über sich hingehen lassen ohne ein Wort, geschweige denn eine Tat der Gegenwehr. Hier gilt es nun, zu zeigen, dass und wie jeder dieser Richtungen der Welt begegnet und wie sie – nicht durch Andere, nach welchen auszuschauen eine Schande für das geistliche Amt wäre, sondern durch die Träger dieses geistlichen Amtes selbst bekämpft und besiegt, die gottgegebenen Elemente derselben aber zum Dienste der Kirche verwendet werden können.

Hier gilt es, zu zeigen, welche unablässige und welche schwere Arbeit an den Seelen einem Seelsorger obliegt, und dass er nicht mit wohlmeinendem Predigen, geschweige denn mit weltlichem (S.112) Zureden, auch nicht durch das Beispiel, wohl aber durch die Kraft des heiligen Geistes welche in seinem Amte und durch dieses in seiner Person ruht, durch den Geruch des Lebens zum Leben und des Todes zum Tode der von ihm ausgeht, die rettende Tat der Scheidung zu bewirken, auf der einen Seite die Gemeinde mitten aus der Welt zu sammeln und auf der andern die Verstockung zu bewirken habe. Hier gilt es endlich, zu zeigen, welche lange und schwere Arbeit darauf verwendet werden muss, wenige Dinge des Glaubens und der Zucht, einfache Institutionen, diese aber mit solchem Nachdruck in die Gemüter und in das Leben der Mitwelt einzuprägen, dass die nächsten Generationen mit Notwendigkeit an dieselben gebunden bleiben und,

statt wieder zurückzusinken und somit das Vorbild des Reiches Juda als schlimmeres Nachbild mit schlimmerem Untergang zu wiederholen, auf diesen Institutionen fußend neue, weiter gehende Institute schaffen können und müssen. Aber von der rhetorischen Theologie muss man freilich das alles nicht verlangen. Sie weiß nichts von Arbeit an den Seelen, sondern hält nur die Bücherarbeit für Arbeit, nur den literarischen Verkehr für Tätigkeit, das bequeme Stubenleben für Beschäftigung – das Leben unter Papieren die nicht widersprechen und unter Büchern, die keinen Trost wider den ewigen Tod mit lauten Schmerzensschreien fordern – und vollständige Literaturkenntnis für Erfahrung. Hier jedoch kann nur die eigene, mit Schmerzen gemachte **Lebenserfahrung** in Anschlag kommen, die vollausgereifte, an den unzähligen Ecken und Spitzen des wirklichen Lebens vielfach geprüfte Erfahrung. Und diese Erfahrung muss wiederum geprüft worden sein an der Erfahrung aller Erfahrungen und der Tatsache aller Tatsachen: **dass Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, *unter welchen ich der vornehmste bin***. Das muss das Anfangswort und das Endwort aller Pastoraltheologie sein; es sei auch als mein Bekenntnis das Endwort dieser Blätter.